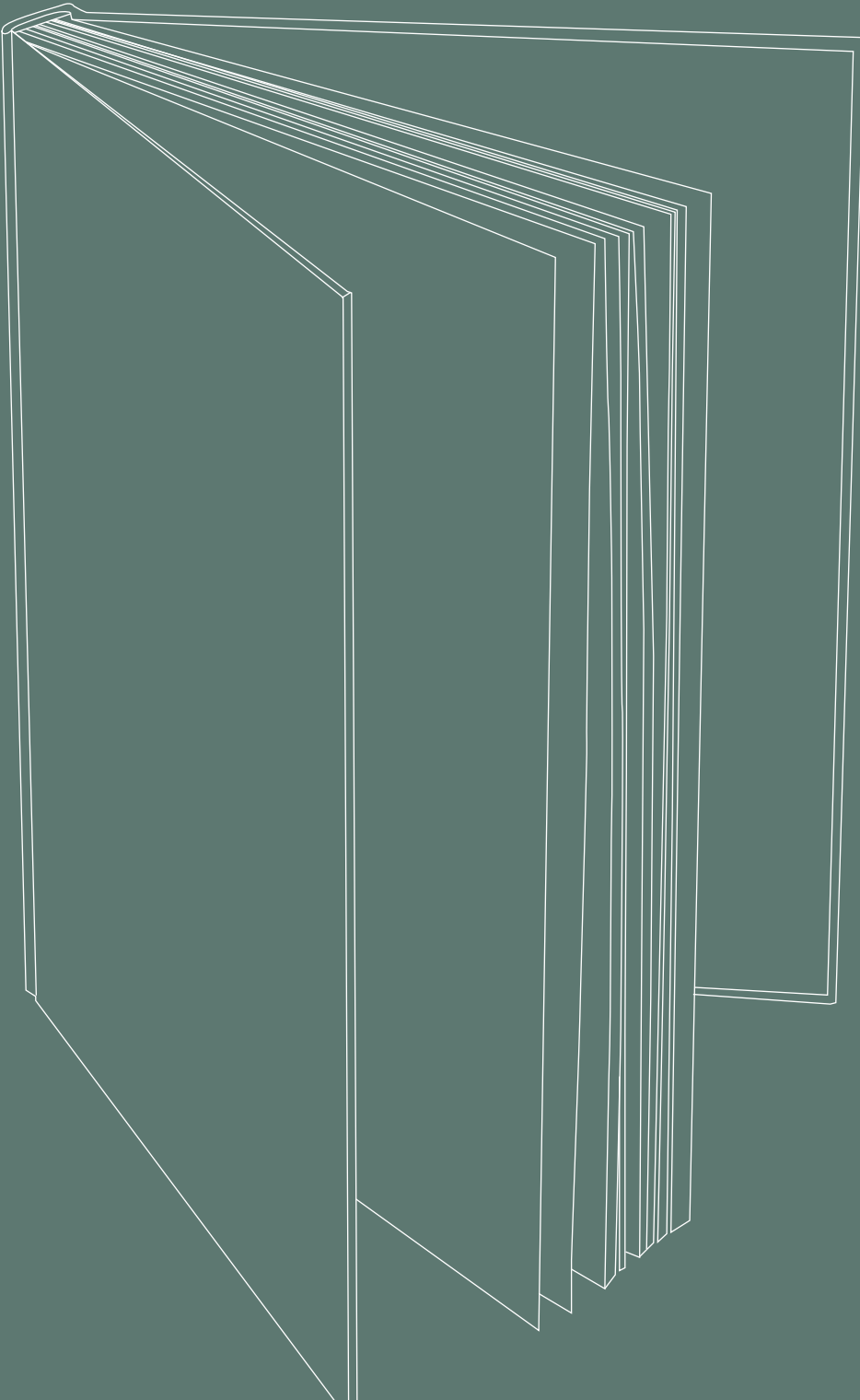


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Manuel Nägele
Die Bibel auslegen
Eine Methodenlehre
Christoph Rösel
- 6 Michaela Veit-Engelmann /
Marc Wischnowsky
Who's who im Alten Testament?
Christoph Rösel
- 8 Daniel Marguerat
Jesus von Nazaret
Heimatloser, Heiler, Poet des
Gottesreiches
Sandra Huebenthal
- 10 Gerhard Lohfink
Die wichtigsten Worte Jesu
Heribert Löbbert
- 12 Michael Theobald
Der Prozess Jesu
Geschichte und Theologie der
Passionserzählungen
Rainer Schwindt

Kirche

- 15 Markus Hofer
Das Heilige und das Nackte
Eine Kulturgeschichte
Stefan Scholz
- 16 **Heiligenlegenden**
Thomas Menges
- 18 Wolf-Friedrich Schäufele
Kirchengeschichte II: Vom Spätmit-
telalter bis zur Gegenwart
Martin Belz
- 20 Maura Zátanyi OSB (Hg.)
Das große Hildegard von Bingen
Lesebuch
Günter Kruck
- 22 Johannes Reuchlin
Ratschlag, ob man den Juden
all ihre Bücher nehmen, abtun und
verbrennen soll
Michael Pfister
- 24 Hartmut Sommer
François Fénelon
Sanftmütiger Anarchist und
Meister der Mystik
Gotthard Fuchs

- 27 Klaus-Rüdiger Mai
Edith Stein
Geschichte einer Ankunft
Leben und Denken der Philosophin,
Märtyrerin und Heiligen
Michaela Bill-Mrziglod
- 28 Martin Schleske
Werk I Zeuge
In Resonanz mit Gott
Sr. Raphaela Brüggenthies
- 30 Stefan Seidel
Grenzgänge
Gespräche über das Gottsuchen
Christian Heidrich

Kunst / Literatur

- 33 Thea Caillieux
Eva und Adam – Adam und Eva
Das erste Paar in der Kunst
Stefan Scholz
- 34 Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)
Das vermisste Antlitz
Suchbewegungen zwischen Poetik
und Religion
Rüdiger Kaldewey
- 36 Thomas Hürlimann
Der Rote Diamant
Susanne Nordhofen
- 38 Katja Petrowskaja
Das Foto schaute mich an
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 40 Tobias Frese
Bilder der Christophanie
Ambiguität, Liminalität und
Konversion
Thomas Menges
- 44 Janine Luge-Winter
Die Ikone und das Undarstellbare
Ikonentheorie im bildtheoretischen
Kontext
Eckhard Nordhofen
- 46 Thomas Weckerle (Hg.)
Michael Morgner
Werkverzeichnis Bilder
und Plastiken
Thomas Menges

- 48 Gerhard Mevissen
IM WEITER ZUHAUS 2
Rita Anna Tüpper

Philosophie / Ethik

- 51 Peter Sloterdijk
Wer noch kein Grau gedacht hat
Eine Farbenlehre
Gotthard Fuchs
- 54 Oliver Schlaudt
Das Technozän
Eine Einführung in die evolutionäre
Technikphilosophie
Johannes Drescher
- 56 Hartmut Rosa
Demokratie braucht Religion
Gerhard Kruip
- 58 Omri Boehm
Radialer Universalismus
Jenseits von Identität
Michael Hochschild
- 60 Byung-Chul Han
Vita contemplativa
Oder von der Untätigkeit
Thomas Sojer
- 62 Boris Groys
Philosophie der Sorge
Hanno Heil
- 64 Barbara Schmitz
Was ist ein lebenswertes Leben?
Philosophische und biographische
Zugänge
Katharina Mairinger-Immisch
- 66 Carlo Leget
Wie wir erfüllt leben und gut
sterben können
Eine Ars Moriendi für unsere Zeit
Dewi Maria Suharjanto
- 68 Anna Puzio
Über-Menschen
Philosophische Auseinanderset-
zung mit der Anthropologie des
Transhumanismus
Hans-Dieter Mutschler
- 70 Franz Josef Wetz
Tod, Trauer, Trost
Was am Ende hilft
Gustav Schmitz

- 73 Philipp Felsch
**Wie Nietzsche aus der Kälte kam
Geschichte einer Rettung**
Thomas Brose
- 74 Tom Holland
**Herrschaft
Die Entstehung des Westens**
Jochen Ring
- 76 Martin W. Ramb /
Holger Zaborowski (Hg.)
**Solidarität und Verantwortung
oder Was Europa zusammenhält**
Gerd Neuhaus
- 78 Volkmar Nüssler
**Die beste Medizin kommt aus der
Küche
Was eine gesunde Ernährung zur
Rettung des Planeten beiträgt**
Georg Horntrich

Pädagogik / Religionspädagogik

- 81 Silvia-Iris Beutel / Birgit Xylander
**Gerechte Leistungsbeurteilung
Impulse für den Wandel**
Antonia Bräutigam
- 83 Jutta Standop
Digitale Medien in der Schule
Matthias Cameran
- 85 Simon Schwartz
**Nachts im Dom
Ein Comicführer durch den
Limburger Dom**
Claudia Pappert
- 86 Monika Tworuschka
Angst am Drachenfels
Ivonne Schweitzer
- 87 Andreas Gloy / Thorsten Knauth /
Halima Krausen u.a.
**Gott und Göttliches
Eine interreligiöse Spurensuche**
Ute Lonny-Platzbecker
- 90 Bistum Aachen / Urs Schiller (Hg.)
**Lebe!
Das Abenteuer einer Freundschaft
mit Gott und den Menschen für
eine Kirche von morgen**
Paul Metzlauff

- 92 Franz W. Niehl
**Der Verlorene Sohn sucht ein
Zuhause
Praxis und Theorie der
dialogischen Exegese**
Rüdiger Kaldewey

Theologie

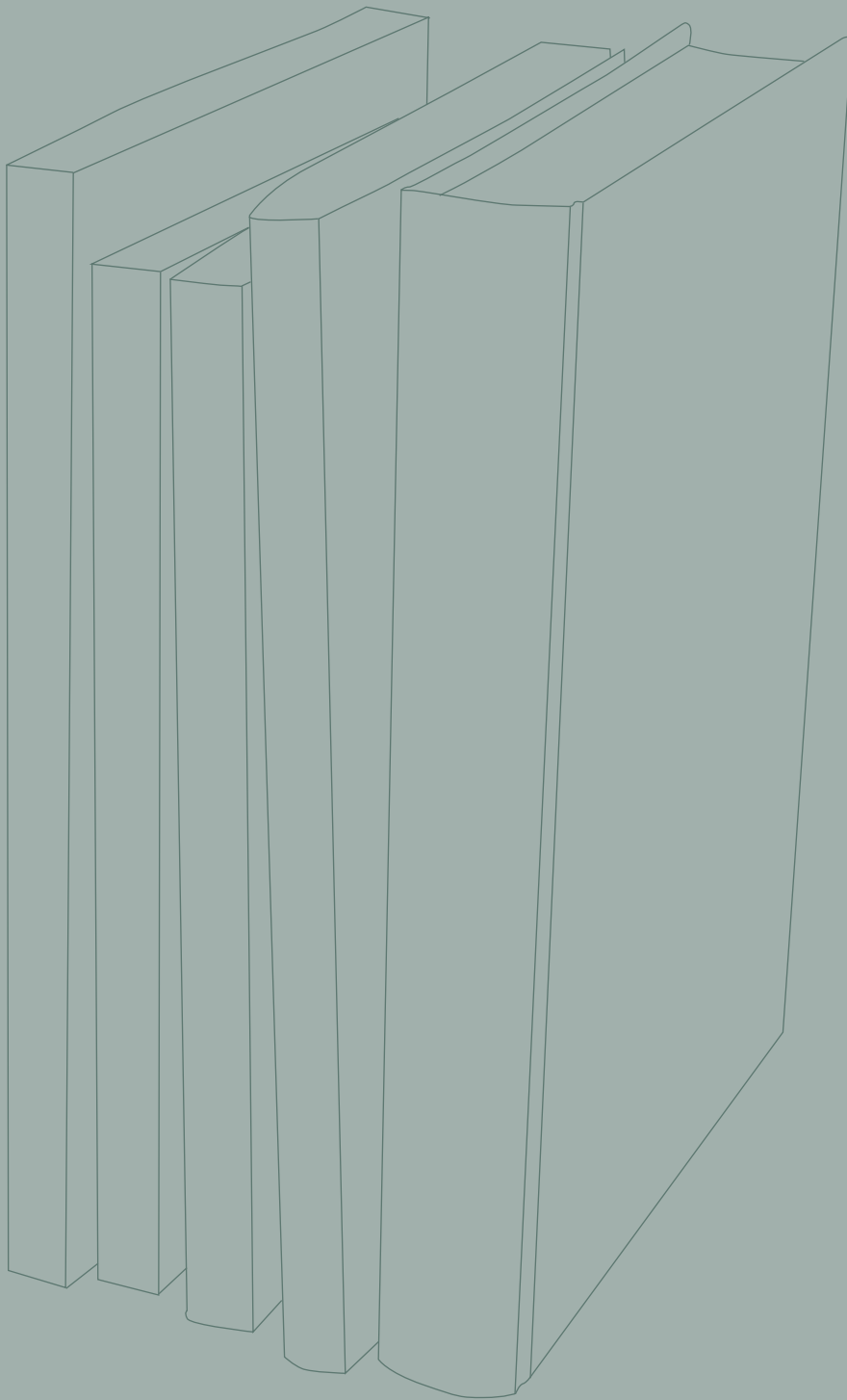
- 95 Wolfgang Baum
**Wie kommt Gott ins Denken?
Erkundungen zwischen Glauben
und Wissen**
Heribert Körlings /
Alexander Schüller
- 98 Benjamin Dahlke / Cornelia Dockter
/ Aaron Langenfeld (Hg.)
**Christologie im Horizont pneuma-
tologischer Neuaufbrüche**
Manfred Gerwing
- 100 Richard Schaeffler
**Transzendente Theologie
Gott als Möglichkeitsgrund der
Erfahrung**
Gerd Neuhaus
- 102 Klaus von Stosch
**Einführung in die Komparative
Theologie**
Andreas Renz
- 104 Sebastian Maly / Stefan Hofmann
Gott – dreifaltig einer
Heribert Körlings
- 106 Joachim Nagel
**Das Virus und der liebe Gott
Unzeitgemäße Betrachtungen**
Heribert Körlings
- 108 Hans-Joachim Höhn
**In Gottes Ohr
Von der Kunst poetischer
Gottesrede**
Thomas Franz
- 110 Klaas Huizing
**Lebenslehre
Eine Theologie für das
21. Jahrhundert**
Karl Vörckel
- 113 Julia Enxing
Und Gott sah, dass es schlecht war
Günter Nagel

- 115 Alexander Schmemmann
Zur Freiheit berufen
Hartmut Sommer
- 116 Wolfgang Beinert /
Rosemarie Egger (Hg.)
**So viel Leid und Gott?
Ein Lesebuch zu existenziellen
Glaubensfragen**
Silke Lechtenböhrmer

Andere Religionen / Weltanschauungen

- 119 Joseph Campbell
Der Heros in tausend Gestalten
Linus Hauser
- 121 Wolfgang Reinbold
**Koran und Bibel
Ein synoptisches Textbuch für die
Praxis**
Frank van der Velden
- 123 Jürgen Wasim Frembgen
**Magie und Ekstase
Kleine Kulturgeschichte des
unbekannten Islam**
Thorsten Paprotny
- 125 Elisa Klapheck
**Zur politischen Theologie des
Judentums**
Karl Vörckel
- 128 Perry Schmidt-Leukel
**Das himmlische Geflecht
Buddhismus und Christentum –
ein anderer Vergleich**
Vladislav Serikov
- 130 Merdan Güneç / Andreas Kubik /
Georg Steins (Hg.)
**Macht im interreligiösen Dialog
Interdisziplinäre Perspektiven**
Detlef Schneider-Stengel

■ BIBEL



Manuel Nägele
Die Bibel auslegen
Eine Methodenlehre

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2022
224 Seiten m. Schemata
20,00 €
ISBN 978-3-579-05485-8

Dieses Buch ist eine sehr kenntnisreiche und umfassende Methodenlehre zur Auslegung biblischer Texte. Man spürt beim Lesen die Leidenschaft des Verfassers für sein Thema und seine vielfältigen Erfahrungen, vor allem in der neutestamentlichen Exegese. Das besondere Profil des Buches liegt zum einen darin, dass es sich auf alt- und neutestamentliche Texte bezieht. „Altes Testament“ meint dabei implizit den evangelischen Kanon ohne die Spätschriften. Zum anderen setzt Nägele für die Anwendung der Methoden keine Hebräisch- oder Griechischkenntnisse voraus. Allerdings nimmt er seine Leserschaft trotzdem in die Pflicht, sich mit den Urtextausgaben zu beschäftigen und philologisch präzise zu arbeiten.

Die vorgestellten Methodenschritte decken das Spektrum ab, das man bei einer Herangehensweise erwarten kann, die der aktuellen historisch-kritischen Exegese verpflichtet ist. Nach einer Einführung sind die Schritte in vier Phasen gegliedert: Annäherung – Entstehung des Textes – vorliegende Gestalt – Auslegung. In den einzelnen Abschnitten wird jeweils auf Beispieltexte eingegangen; es gibt allerdings keinen „Master-Text“, an dem alle Methodenschritte einmal exemplarisch durchgespielt werden. Und bei der abschließenden Auslegung der Texte hätte man sich vielleicht eine kurze Reflexion zum Unterschied zwischen alttestamentlichen und neutestamentlichen Texten gewünscht oder auch etwas zur Wirkungsgeschichte und ihrer Bedeutung für die Auslegung heute. Das sind aber nur kleine Hinweise, die den Gehalt dieses materialreichen Überblickes im Detail noch abrunden könnten.



Nägele verweist bei den einzelnen Methodenschritten jeweils auf die entsprechenden Abschnitte in anderen aktuellen Methodenbüchern, so dass man seine Ausführungen ohne lange Suche weiter vertiefen kann. Er geht auf die Nutzung von Bibelsoftware ein und nennt ganz selbstverständlich Internetquellen als wichtige Hilfsmittel. Bei den deutschsprachigen Bibelwebseiten fehlt allerdings www.die-bibel.de, obwohl gerade dort die hebräischen und griechischen Texte direkt mit den deutschen Übersetzungen verglichen werden können.

Die wichtigste Frage bei diesem Buch ist wohl, an wen es sich eigentlich richtet. Nägele nennt Theologiestudierende, die keine biblischen Sprachen lernen, aber exegetische Seminararbeiten schreiben. Darüber hinaus soll es einer fachfremden Leserschaft Zugang zur Auslegung biblischer Texte ermöglichen. Das ist eine interessante und wichtige Zielgruppe. Allerdings scheint sie nicht so ganz zur Intensität der exegetischen Arbeit zu passen, zu der

Michaela Veit-Engelmann / Marc Wischnowsky

Who's who im Alten Testament?

Berühmte Personen der hebräischen Bibel im Porträt

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 2022

288 Seiten m. farb. Abb.

25,00 €

ISBN 978-3-525-63063-1

das Buch anleiten will. Schon bei Theologiestudierenden mit Sprachkenntnissen ist es schwierig, sie überhaupt von der Notwendigkeit der Textkritik zu überzeugen. Dann fragt man sich, ob die Ausführungen dazu für die genannte Zielgruppe in dieser Form hilfreich und notwendig sind. Nun kann man dieses Kapitel ja einfach überspringen. Aber an diesem Beispiel zeigt sich besonders deutlich, was letztlich auch bei den anderen Methodenschritten gilt. Allein durch den Verzicht auf Sprachkenntnisse wird aus einer Methodenlehre auf der Höhe des fachwissenschaftlichen Diskurses noch kein Buch etwa für Lehramtsstudierende oder gar Laien. Das bestätigt die bei den einzelnen Arbeitsschritten zur Verwendung empfohlene Literatur. Wer das umsetzen will, braucht schon die gut sortierte Universitätsbibliothek einer theologischen Fakultät. Dagegen fehlen im Literaturverzeichnis Studienbibeln wie etwa die Stuttgarter Erklärungsbibel und ähnliche Werke, die sich auf wissenschaftlichem Niveau genau an die von Nägele eigentlich anvisierte Zielgruppe richten.

Manuel Nägele spricht in der Einleitung davon, dass er ein Konzentrat bisheriger Methodenbücher zusammenstellen will. Das ist ihm gelungen. Eine Methodenlehre zur Auslegung biblischer Texte, die auch für Laien hilfreich ist, stelle ich mir dagegen anders vor.

Christoph Rösel

Das Alte Testament (AT) stellt selbst geübte Bibelleserinnen und -leser immer wieder vor Herausforderungen. Wie findet man sich in den teils fremden und komplizierten Texten zurecht? Wie gelingt es, ihre Relevanz für uns heute zu erschließen? Wie gut, dass das AT so viele lebendig erzählte und facettenreiche Geschichten enthält! Das machen sich Michaela Veit-Engelmann und Marc Wischnowsky in ihrem „Who's who“ zunutze.

In 19 ansprechend geschriebenen und gut strukturierten Porträts führen sie durch das ganze Spektrum alttestamentlicher Texte – von Adam und Eva über David und Jesaja bis zu Hiob und dem Prediger. Zu jeder Figur gibt es einen Untertitel, der sie ein wenig charakterisiert, etwa: „David: Wahrer König, wahrer Mensch“. Dann folgt ein tabellarischer Überblick zu den anschließend vorgestellten Texten und Themen. Bei David findet sich so z.B. das Thema „Ein König »wie David« als prophetische Hoffnung“. Am Ende jedes Kapitel steht jeweils ein Abschnitt „... zum Schluss“, der wichtige Aspekte noch einmal bündelt.

Die dargebotenen Inhalte sind also gut strukturiert und ansprechend aufbereitet. Manche Stichworte werden außerdem direkt auf der Seite durch farblich abgesetzte Boxen mit „Randbemerkungen“ vertieft, immer wiederkehrende zentrale Fachbegriffe werden in einem fundierten Glossar erläutert. Die verwendete Sprache ist durchweg gut verständlich und zugleich anschlussfähig für weiterführende Literatur.



Ein besonderes Highlight ist gleich zu Anfang die Einführung: „Erzählte Geschichte: Vom Werden und Verstehen des Alten Testaments“. Hier werden komplexe Sachverhalte, die für ein angemessenes theologisches Verstehen des AT grundlegend sind, sehr gut nachvollziehbar beschrieben. Damit gelingt zugleich ein sehr lesenswerter Überblick zur Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit, den man so kaum an anderer Stelle finden wird.

Über die verschiedenen Textelemente hinaus wird die Gestaltung außerdem durch Illustrationen von Rainer Holweger weiter aufgelockert. Über die Notwendigkeit oder die Ästhetik solcher Elemente kann man sicherlich unterschiedlicher Meinung sein. Aber der Gedanke, die Gestaltung des Buches so ansprechend wie möglich zu machen, ist in jedem Fall zu begrüßen. Falls jemandem die Illustrationen nicht gefallen, sollte das nicht von der lohnenswerten Lektüre abhalten.

Zu einer Frage hätte ich mir als Leser noch etwas mehr Erläuterung gewünscht. Das Autorenduo geht selbstverständlich davon aus, dass das AT heute von Bedeutung ist, dass also die Beschäftigung mit diesen nicht immer ganz einfachen Texten die Mühe lohnt. Zugleich weisen sie aber immer wieder darauf hin, dass nicht alles, was ihm AT erzählt wird, so geschehen ist. Das ist wissenschaftlicher Konsens, keine Frage. Und doch tut sich heute, zumindest für Nicht-Theologen, zwischen diesen beiden Aspekten eine große Kluft auf: Wenn es gar nicht so war, wie es erzählt wird – warum soll das dann trotzdem für mich eine Bedeutung haben? Die Zuversicht und Freude, mit der Veit-Engelmann und Wischnowsky mit den biblischen Texten umgehen, zeigt, dass sie für sich diese Kluft überbrückt haben. Es wäre prima, wenn sie diese Brücke für ihre Leserschaft noch etwas ausdrücklicher gebaut hätten.

Doch dieser Wunsch ändert nichts daran, dass dieses Buch rundum empfehlenswert ist! Es ist sehr gelungen und gut lesbar, eine anregende Lektüre, die zur Auseinandersetzung mit den biblischen Texten selbst anleitet und die man auch als Nachschlagewerk gerne erneut zur Hand nimmt.

Christoph Rösel

Daniel Marguerat

Jesus von Nazaret

Heimatloser, Heiler, Poet des Gottesreiches

Aus dem Französischen von Elisabeth Mainberger-Ruh

Zürich: Theologischer Verlag, 2022

330 Seiten

26,90 €

ISBN 978-3-290-18370-7

Braucht es ernsthaft ein neues Buch über den historischen Jesus? Sind nicht alle Steine schon so oft umgedreht worden, dass sich kaum erwarten lässt, überhaupt noch etwas Neues über Jesus aus Nazaret herauszufinden? Genau diese Frage stellt Daniel Marguerat, emeritierter Professor für Neues Testament an der Universität Lausanne, seinem 2019 erschienenen und nun ins Deutsche übersetzten Jesusbuch voran.

Marguerat nennt zwei Gründe, warum ein neues Jesusbuch sinnvoll ist: Zum einen wurde neues Quellenmaterial erschlossen, zum anderen ist es überfällig, das vorhandene Material mit einer veränderten Hermeneutik zu erschließen, sprich: den historischen Jesus durch eine andere Brille zu betrachten, um frühere Kurzsichtigkeiten zu vermeiden und durch einen differenzierteren Blick mehr Tiefenschärfe zu erhalten. Archäologische Funde aus dem Palästina des ersten Jahrhunderts, apokryphe Evangelien und das Werk des jüdischen Historikers Flavius Josephus – bislang in der Jesusforschung kaum genutzte Ressourcen – ermöglichen einen erweiterten Blick auf Jesus und seine Zeit, insbesondere wenn sie historisch-kritisch, sozialgeschichtlich und gedächtnistheoretisch ausgewertet werden. Im Nachgang des „Third Quest“ in der historischen Jesusforschung und am Übergang zum „New Quest“, der unlängst von James Crossley und Chris Keith angestoßen wurde, kommt niemand am Paradigma des erinnerten Jesus vorbei – in den frühchristlichen Texten ist nicht der historische Jesus anzutreffen, sondern lediglich der Eindruck, den er bei den Menschen hinterlassen hat. In diesen Kontext ist auch Marguerats gelehrtes und äußerst kurzweilig zu lesendes Buch einzuordnen.



In drei Teilen – Die Anfänge (Quellenlage, Hermeneutik, Kindheitsgeschichten und Beziehung zum Täufer) – Das Leben des Nazareners (Heilungen, Verkündigungstätigkeit, theologisches Profil, Junge, Gegner und Tod) – Jesus nach Jesus (Auferstehung, apokrypher Jesus, Jesusbilder des Judentums und des Islam) – wartet Marguerat mit einer Vielzahl von Beobachtungen auf, die in der Tat ein anderes Verständnis des historischen Jesus und seiner Botschaft befördern können, und zwar insbesondere dann, wenn Jesus aus Nazaret aus der Zwangsjacke späterer christologischer Dogmen befreit wird, die den Blick auf die historische Gestalt, die am Anfang des Christentums steht, trüben. Stellvertretend dafür sei hier die historisch unzutreffende

Lesart der Brüder Jesu (Mk 6,3 par) im Zuge der Vorstellung der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens genannt, die im Buch wohlthuend differenziert behandelt wird. Wenn man bei diesem Punkt bleibt, bewahren alle vier Evangelien die Erinnerung an eine Unregelmäßigkeit im Leben Jesu: die Abwesenheit eines leiblichen Vaters sowie eine uneheliche Geburt, die Jesus zum mamzer (Bastard) macht und ihn damit sozial stigmatisiert (vgl. Dtn 23,3). Tatsächlich würde diese Zuschreibung vieles erklären, was sonst im jüdischen Kontext des ersten Jahrhunderts unverständlich bleibt; und so schließt Marguerat: „Trennung von der Familie, Ehelosigkeit, Mitgefühl für die Randständigen, Relativierung von Reinheitsregeln: Diese starken Akzente von Jesu Ethik tragen meiner Auffassung nach die Stigmata einer vom Verdacht der Unreinheit geprägten Kindheit und des Willens, diese soziale Exklusion zu überwinden.“ (54) Auch sonst räumt Marguerat mit Stereotypen auf: „Jesu Gesicht war eher dunkel, von der Sonne gegerbt, seine Züge semitisch, Augenbrauen und Nase prononciert. Er war einen Meter fünfundsechzig bis siebzig groß und achtundfünfzig bis 70 Kilo schwer. Diese mit Vorsicht zu genießenden Schätzungen dienen lediglich dazu, etwas Distanz zu den traditionellen Bildern zu schaffen“ (91), und zitiert dazu auch mit Augenzwinkern die Erkenntnisse von John P. Meier: „Der von Jesus ausgeübte Beruf erforderte technische Kompetenz und Muskelkraft. ‚Das schwächige Kerlchen, wie es uns in Heiligenbildchen und Hollywoodfilmen präsentiert wird, hätte die Härte kaum überlebt, mit der der tekton von Nazaret von Jugend an bis kurz nach dreissig konfrontiert war.“ (67)

Die mal mehr mal weniger vorsichtige Erschütterung christlicher Sehgewohnheiten im Hinblick auf Jesus von Nazaret zieht sich durch das ganze Buch und macht es zu einer ebenso herausfordernden wie lohnenden Lektüre, von der sich viel lernen lässt. Für angehende Multiplikatorinnen und Multiplikatoren in Pastoral, Katechese und Schule sollte es zur Pflichtlektüre werden und auch Oberstufenkurse können massiv von diesem Buch profitieren. Hier kann der nüchterne Blick auf den historischen Jesus in der Tat manche christologische Engführung aufbrechen und hilft mit der Vorstellung eines „österlichen Koeffizienten“ für die Evangelien ebenso wie mit der endgültigen Verabschiedung von Mythen wie dem „Ostergraben“ den Leserinnen und Lesern dabei, Jesus neu zu sehen und neu zu verstehen. Daneben wird – gerade im dritten Teil – viel neues oder weitgehend unbekanntes Material erschlossen.

Allen, die es eilig haben, sei das Nachwort (313-316) empfohlen: Kompakter als auf diesen knapp vier Seiten ist eine Zusammenfassung der zentralen Erkenntnisse des Buchs – und des aktuellen Stands der historischen Jesusforschung – nicht zu bekommen. Fazit: ein großartiges und absolut empfehlenswertes Buch.

Sandra Huebenthal

Gerhard Lohfink

Die wichtigsten Worte Jesu

Freiburg: Herder-Verlag, 2022

424 Seiten

32,00 Euro

ISBN 978-3-451-39190-3

Den Verfasser kennt man hierzulande. Er stammt aus dem Bistum, viele Seelsorger verfolgten seine Vorträge, kaum eine theologische Handbibliothek ohne eines seiner zahlreichen Bücher. Da erscheint seine neue Veröffentlichung als ein naheliegender Lückenfüller – nach zahlreichen Titeln über Jesus jetzt: dessen wichtigste Sprüche.

Worum geht es? Gesucht wird nach der authentischen Stimme Jesu in den Traditionstexten. Zu dieser Suche bedient der Verfasser sich der Methoden der Literarkritik; doch greift er weitgehend die festgefahrenen Fragen der wissenschaftlichen Vorgeschichte nicht auf, sondern setzt einen wissenschaftlichen Konsens über bekannte Antworten voraus. Diese konfrontiert er direkt mit den biblischen Belegstellen. In 70 Kapitel werden Logien, also in den Evangelien überlieferte Schlüsselsätze Jesu, nach bestimmten Themengruppen sortiert besprochen. Die Themenliste dazu orientiert sich an der bekannten Gliederung der rekonstruierten Logienquelle. Besprochen werden folgende Themen: Was bedeutet Gottesherrschaft? – Aussendung der Zwölf – Die Lebensweise der Jünger – Die Ethik der Gemeinde – Der Hoheitsanspruch Jesu – Die Krise Israels – Passion, Eschatologie der frühen Christen. Die so angeordneten Themen zeichnen die Entwicklung der Geschichte Jesu und die Entwicklung der Logienquelle nach. Weniger stringent, aber dem aufmerksamen Leser deutlich, wird eine Einführung, die die wissenschaftliche und lehramtliche Position des Verfassers geben.

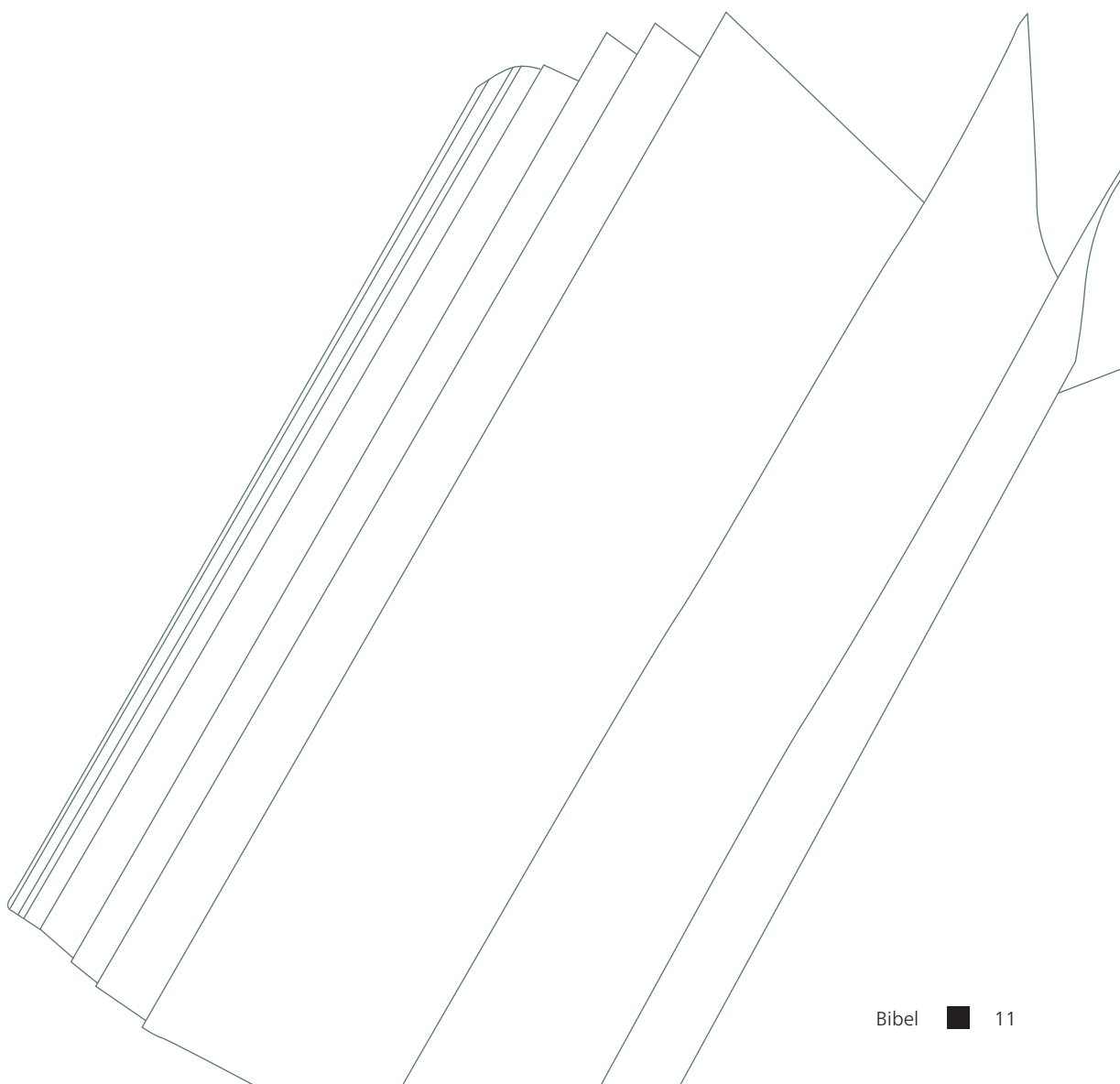
Wie geht die Interpretation der einzelnen Logien genauer vor sich? Der exegetische Besteckkasten wird je nach Bedarf und Absicht geöffnet, die Bandbreite der Instrumente reicht von synoptischen Vergleichen über die Formgeschichte und (ausgezeichneten!) alttestamentlichen und frühjüdischen



Parallelen zu intensiver Bultmann- und Moderne-Kritik, um nur einige Beispiele zu nennen. Um da mitzukommen, hilft ein erfolgreich bestrittenes Exegeticum durchaus. Ergebnis sind die historisch gesicherten, stets aber getreu biblischen Kerntexte (einige davon auch außerhalb der Q-Liste, eingestreut sogar logienferne Belehrungen, etwa über Stellvertretung, Zeitzeichen oder Sühne). Ziel der Übung ist, eine möglichst deutliche Vorstellung der gemeinten Sache zu vermitteln, ihren Platz in der Verkündigung der Jünger und der frühen Gemeinde zu bestimmen und letztlich zu einer Begegnung mit der herausfordernden Person Jesus zu verhelfen – also selber kerygmatische Kommunikation zu betreiben. Ein dezenter Hinweis auf die mögliche Verwendung in liturgischer Praxis fehlt auch nicht. Allerdings dürfte dieser Tipp kaum ausreichen, die sachlich und theologisch notwendige Anbindung an die zeichengebende Gegenwart zu erreichen.

Der Leser bekommt etwas geboten für 423 Seiten harte Arbeit. Anregend ist das Buch sicher für exegetisch hochmotivierte Theologen. Ob die Breite des Anspruchs des Autors eingelöst werden kann, wage ich nicht zu beurteilen.

Heribert Löbbert



Michael Theobald

Der Prozess Jesu

Geschichte und Theologie der Passionserzählungen

Wissenschaftliche Untersuchungen zum

Neuen Testament

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag, 2022

906 Seiten

209,00 €

ISBN 978-3-16-161610-5

Die Frage nach dem historischen Jesus und den Anfängen der Christologie stehen nach wie vor im Zentrum der neutestamentlichen Exegese. Dennoch sind diachrone, überlieferungskritische Analysen heute eher selten. Besonders in der Johannesforschung überwiegt heute eine synchrone, narratologische Perspektive. Michael Theobald aber begreift die synchrone und diachrone Lesart als sich nicht ausschließende, sondern ergänzende Methoden. So verfolgt er mit vorliegendem monumentalen Band das doppelte Ziel, zum einen die vier kanonischen Passionserzählungen (PE) in synchronischer Lektüre literarisch und theologisch zu profilieren und zum anderen ihre Genese soweit wie möglich überlieferungskritisch zu rekonstruieren, um der Notwendigkeit eines historischen Diskurses und der Pluralität der frühchristlichen Theologiegeschichte gerecht zu werden (38). Die zentrale Grundannahme stellt die auch seinem Johanneskommentar (RNT, Bd. 1, 2009) zugrundeliegende Hypothese dar, dass das JohEv bzw. die Johannespassion keine redaktionelle Neufassung der synoptischen Vorlagen ist, sondern auf einer eigenen Überlieferung gründet. Näherhin bezieht sich der Autor auf die von F. Schleritt 2007 vorgelegte Rekonstruktion der vorjohanneische PE, die eine Lukas und Johannes gemeinsame Passions- und Osterüberlieferung voraussetzt. Der mk Überlieferungsstrang, an den sich Matthäus eng anschließt, ist von dem joh/lk unabhängig (95f.). Vor der Rekonstruktion der ältesten greifbaren PE sichtet der Autor die in Frage kommenden Quellen, zuerst die Primärquellen des kanonischen Evangelienkorpus, dann die apokryph gewordenen Evangelien sowie weitere Quellen jüdischer und römischer Provenienz (45–212). Schon hier wird deutlich, dass



auch die älteste PE (= PEG) ein literarisch-theologisches Konstrukt darstellt, das eine heilsgeschichtliche Intention verfolgt und erzähltheoretisch nicht als fiktionale, sondern als „faktuale“ Erzählung einzuordnen ist (187f.). Sie bedient sich zwar fiktionalisierender Elemente, orientiert sich aber an Geschehnissen, die stattgefunden haben. Auf die historische Frage nach dem Todesdatum Jesu lässt PEG nur darauf schließen, dass die Ereignisse sich vor einem Paschafest zugetragen haben und dass Jesus am Rüsttag eines Sabbats starb (177). Die synoptische und johanneische Passionschronologie stellen PEG weiterführende theologische Konstrukte dar. Während der synoptischen PE daran gelegen ist, das letzte Mahl Jesu als Paschamahl darzustellen, geht es der johanneischen darum, Jesus zur Zeit der Schlachtung der Paschalämmer sterben zu lassen (176).

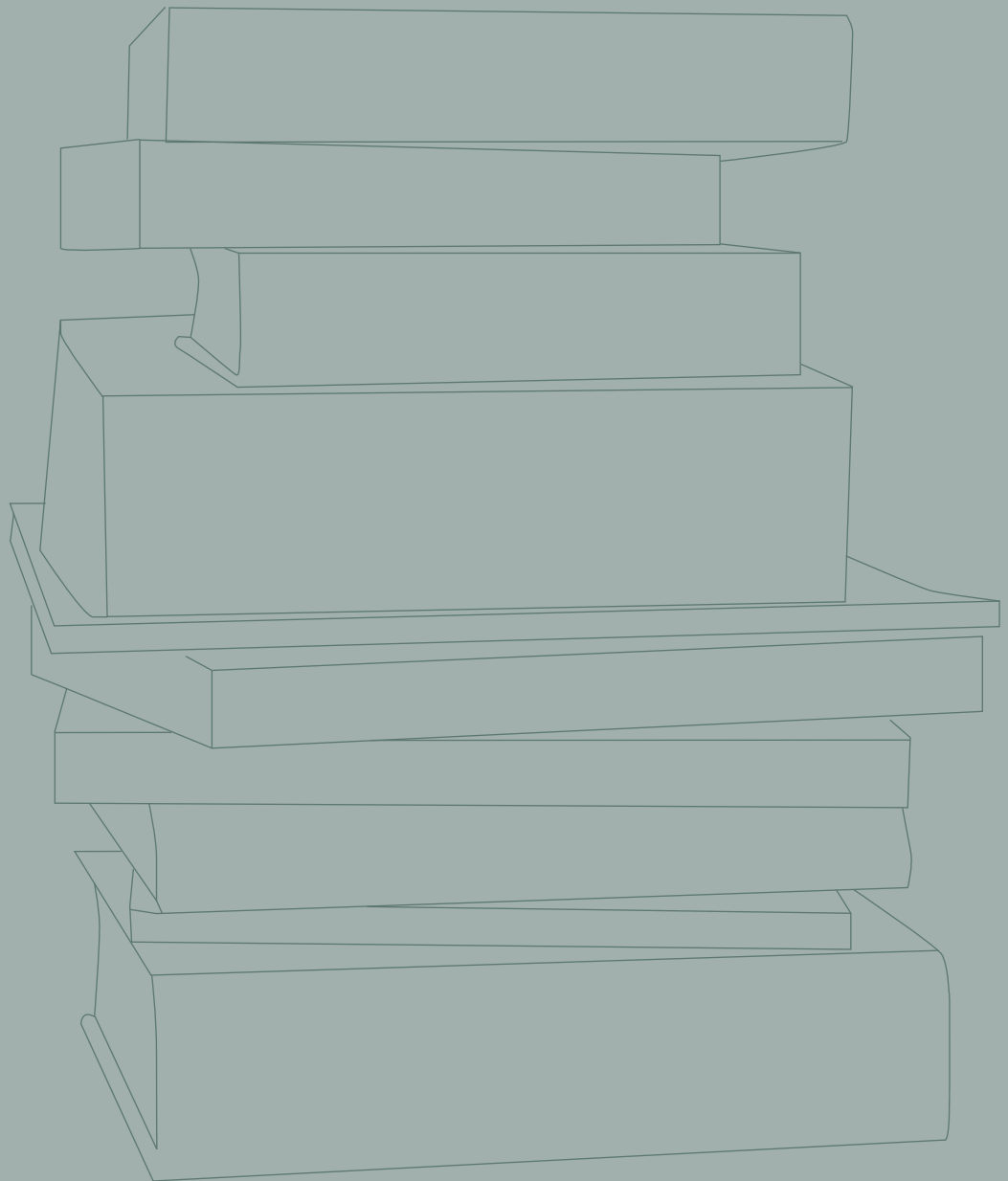
Die Rekonstruktion von PEG erfolgt in dichter Einzelanalyse auf über 300 Seiten (219–527). Durchgehend zeigt sich die Rezeption des AT als eine die Erzählung gestaltende und deutende Matrix. So unterstützen besonders die Propheten und der Psalter nicht nur die Darstellung der Kreuzigungsszene, die von den Ps 22; 38; 69 und 88 wesentlich konfiguriert wird, sondern auch die Komposition aller anderen Szenen. Gleichwohl enthält die rekonstruierte PEG, die der Autor am Ende zusammenhängend wiedergibt (514–522), noch einen beträchtlichen faktualen Kern, der den Versuch einer historischen Rekonstruktion der letzten Tage Jesu erlaubt (529–726). So zeigt sich – um nur einige Punkte zu nennen –, dass Jesu Zusammenstoß mit der Tempelaristokratie ein Konflikt zwischen Prophet und Priester war, also durchaus typisch für Israel. Jesus trat als der Prophet und Verkünder der nahen Königsherrschaft Gottes auf und drohte den Priestern Jerusalems wegen ihres Glaubens an eine an Heiligtum und Opferkult gebundene Heilsgegenwart Gottes das Gericht an. Da die hohen Priester in der Tempelaktion Jesu und seiner Prophetie der Königsherrschaft Gottes den Status quo des Tempelstaats gefährdet sahen, wollten sie gegen ihn vorgehen. Nach seiner Festnahme und Anklage durch den Hohepriester, dass er sich durch seine selbstbewusste Reich-Gottes-Ankündigung im Sinne von Dtn 17,12f.; 18,9–22 einer todeswürdigen „Vermessenheit“, nämlich der Auflehnung gegen Gott, schuldig gemacht habe, wurde er dem römischen Präfekten überstellt, der in der Theokratieproklamation Jesu einen umstürzlerischen Königsanspruch sehen konnte. Da Jesus auf die entscheidende Frage, ob er sich als „König der Juden“ verstehe, schwieg, fiel er ohne weiteren Prozess der gesetzlichen Strafe anheim. Nach seiner Aburteilung wurde Jesus geißelt und vor der Stadtmauer öffentlich gekreuzigt. Wie er starb, ist nicht bekannt. Er muss aber schon nachmittags gestorben und noch vor dem Paschafest von Josef aus Arimathäa beigesetzt worden sein. Der Fall Jesu dürfte in der Gesamtwertung politischer sein, als ihn die Evangelien darstellen.

Nach dieser historischen Rekonstruktion der letzten Tage Jesu wendet sich Theobald der theologischen Erschließung zu, ausgehend von der Ambiguität historischer Forschung (727–797). Ambiguität und Mehrdeutigkeit prägen zunächst Jesu Auftreten selbst, da es von den Anklägern als „Vermessenheit“, von den Anhängern als „Vollmacht“ verstanden wird (729). PEG wandelt die historische Ambiguität in die Eindeutigkeit des österlichen Bekenntnisses um. Wie die verschiedenen Evangelien zeigen, bleibt die christologische Mehrdeutigkeit jedoch erhalten (734). Keimzelle der kanonischen PEGen war die Passionsmemoria der Paschafeier mit ihrem schrifttheologischen Wurzelgrund von Psalter- und Prophetentexten (793).

Ohne Zweifel ist Michael Theobald mit seiner historischen und theologischen Erschließung der Passionsüberlieferung ein beeindruckender Wurf gelungen. Seinem Versuch einer vollständigen Rekonstruktion der ältesten PE gebührt Respekt. Die Herausarbeitung des prophetischen Selbstverständnisses Jesu im Gegenüber zu den Jerusalemer Priesteraristokraten und Schriftgelehrten verdient sowohl im christologischen Diskurs als auch im interreligiösen Gespräch Beachtung. Inwieweit Jesu Tempelkritik jedoch einer Gerichtsprophetie und einer Abrogation des Tempelkults gleichkommt, wird weiter diskutiert werden müssen. Auch sonst können die akribischen Einzelanalysen nicht verbergen, dass manche Zuordnungen und Bestimmungen keineswegs zwingend sind. So ist es z. B. kaum entscheidbar, ob der *titulus crucis* historisches Faktum ist und ob Jesus im Prozess geschwiegen hat. Auch die Rekonstruktion der an Mk 16 orientierten Grabbesuchserzählung als Abschluss von PEG beinhaltet Unsicherheiten (vgl. nur die Literarkritik von H. Merkley, Mk 16,1–8 als Epilog des MkEv, der zwischen einer Grabbesuchserzählung ohne und mit Salbungsabsicht unterscheidet). Schließlich bleibt es eine offene Frage, ob das Paschafest als Ort der Gestaltwerdung der Passionsmemoria vom Autor nicht übergewichtet wird. Als eine nur einmal jährlich stattfindende Feier wird sie für die Stabilisierung der Jesusmemoria eine wichtige, aber nicht unbedingt zentrale Rolle gespielt haben.

Rainer Schwindt

▲ KIRCHE



Markus Hofer

Das Heilige und das Nackte
Eine Kulturgeschichte

Innsbruck-Wien: Tyrolia Verlag. 2022

192 Seiten m. farb. Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-7022-4052-3

Nacktheit und Scham sind als kulturelle Phänomene gleich ursprünglich. Im Vergleich zu ihrer Umwelt sind die biblischen Texte des Alten und Neuen Testaments eher desinteressiert am Sexuellen. Im Spiegel der abendländischen Kunst weisen marginale künstlerische Darstellungen von Nacktheit auf einen selbstverständlichen Umgang mit ihr in der Öffentlichkeit hin, während eine Dominanz des Nackten in der Kunst als Indiz für ihre gesellschaftliche Marginalisierung gelten kann.

Unter diesen drei Thesen lotet Markus Hofer das Verhältnis von Nacktem und Heiligem aus, wie es sich ihm in der Kunst zeigt, und liefert damit einen wichtigen Beitrag in der aktuellen Diskussion über die kirchliche Sexuallehre und -moral im Zuge des Synodalen Weges. Mit Humor und Leichtigkeit geschrieben, ist dieses Buch eine kurzweilige Lektüre und zugleich inhaltsschwer. Aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen füttert Hofer der Kultur- und Kunstgeschichte weitere wichtige Erkenntnisse zu, die Allgemeinplätze der inner- und außerkirchlichen Meinungen, wie (katholische) Kirche(n) zur Sexualität stehen, anfragen. Hofer nennt die historischen Altlasten dieser Lehre und verweist auf die Strenge ihrer Prinzipien im Kontext einer zu vielen Zeiten milden Praxis.

Der Mensch des Mittelalters zeigt einen natürlichen Umgang mit Nacktheit und Sexualität, während der humanistisch gebildete Zeitgenosse der Renaissance zwar die idealtypische Schönheit des Körpers feiert, zugleich aber große Vorbehalte gegen Emotionen und Triebe, die die Vernunft verdunkeln, hegt. Der Verlust des Heiligen in der Moderne überantwortet dem Staat die Verantwortung für die Moralität seiner Bürger und den Wissenschaften die Bestimmung eines förderlichen Umgangs mit ihrer



Sexualität – mit dem Ergebnis einer bedrückenden Prüderie ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hofers Fazit: Die Kirchen, namentlich die katholische, sind in Sachen Nacktheit und Sexualität keine Unschuldslämmer, doch auch nicht jene Sündenböcke, zu denen sie derzeit gestempelt werden. Das Heilige soll vom Sexuellen abgesondert werden, damit sich der Beter auf Gott hin ungestört ausrichten kann. Durch den Glauben, dass der, den Leib geschaffen, alles sehr gut geschaffen hat; dass der, den Menschen erlöst hat, selbst Fleisch geworden ist, sind das Heilige und das Nackte im Christentum wesenhaft aufeinander bezogen und müssen miteinander im Spiel gehalten werden.

Hofers Kulturgeschichte des Heiligen und des Nackten – entwickelt durch Bezugnahme auf außerbiblische Konzepte, im Nachgehen der Geschichte religiöser abendländischer Bildkunst und prägnante Darstellungen des Verhältnisses von Heiligem und Nacktem von biblischen Figuren und Heiligen – ist ein schönes Beispiel, wie Wissen in einer hochemotionalen Debatte mit dementsprechenden Lagerbildungen wieder Spielraum eröffnet und scheinbar sicher Gewusstes wohlthuend in Frage stellt.

Stefan Scholz

Heiligenlegenden

Ausgewählt, übersetzt und kommentiert mit einem
Nachwort von Christian Lehnert
Mit Bildern von Michael Triegel
Insel-Bücherei Nr. 1514

Berlin: Insel Verlag, 2022
152 Seiten m. farb. Abb.
14,00 €
ISBN 978-3-19514-6

Die „Legenda Aurea“ bezeichnet der Lyriker und Theologe Christian Lehnert zu Recht als die „wichtigste europäische Sammlung von Heiligenlegenden, die sich in Kunst und Mentalität einschrieb wie ein genetischer Code“ (139). Für das vorliegende Buch hat er eine eigenwillige Auswahl von dreiundzwanzig bekannten und weniger bekannten Heiligenviten getroffen und sie (zum Teil stark) gekürzt (7-121). Die „Anmerkungen und Erläuterungen“ (123-138) geben knappe Informationen zu Heiligen. Der in der Insel-Bücherei erschienene Band ist mit zwölf eindrücklichen Bildern von Michael Triegel angereichert (leider ohne Titel und Jahr) und wird besonders bibliophile Leserinnen und Leser ansprechen. Und die dürften, ebenso wie andere mit der Gattung Legende wenig Vertraute, über die Verachtung von Leib und Wohlstand, über den Glauben an Dämonen und Wunder sowie die fehlende Ich-Perspektive der heiligen Personen irritiert sein. Deshalb ist es sicherlich nicht verkehrt, die Lektüre mit dem Ende, dem erhellenden Nachwort des Herausgebers (139-148), zu beginnen.

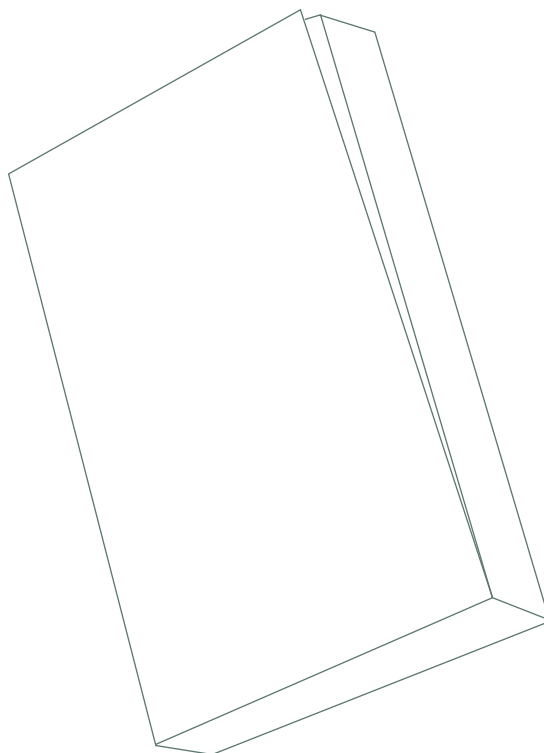
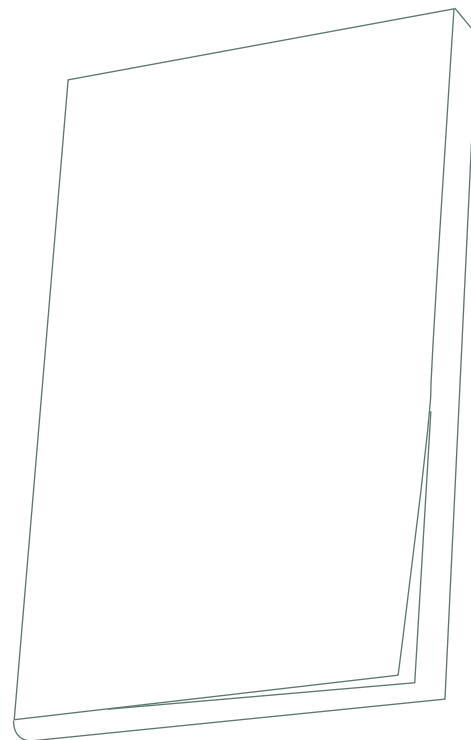


Seinen Bestseller, der erst später den Titel „Legenda Aurea“ bekam, hat der Dominikaner und Erzbischof Jacobus de Voragine (um 1230-1298) sorgfältig aus den von ihm gesammelten Quellen kompiliert. Die Heiligenlegenden sind in das Kirchenjahr eingeordnet und sollen vorgelesen oder als Predigtvorlagen genutzt werden. „Legenden“ sind keine Historie, sondern Märchen, Sagen und Mythen verwandt; sie sind „bildliche Deutungen und Erkundungen der Tiefe des Wirklichen“ und zielen als Legenden über „Heilige“ auf „die vielen, die widersprüchlichen Erscheinungsweisen des Göttlichen“ (141) ab. Was aber ist eine „Heilige“ bzw. ein „Heiliger“? Auf wenigen Seiten entfaltet Lehnert in seinem Nachwort eine kleine Phänomenologie.

Festzuhalten ist, dass keineswegs alle Heiligen der „Legende Aurea“ Aufnahme in den Kanon der katholischen Kirche gefunden haben. „Heilig“ werden viele durch das erlittene Martyrium, alle durch „den Einbruch der Transzendenz“. Dadurch wird ihr bisheriges Leben auf den Kopf gestellt, weshalb der Herausgeber mit Friedrich Nietzsche von einer „Umwertung aller Werte“ (143) spricht. Die bzw. der Heilige lebt fortan in einem existentiellen Ausnahmezustand: Die Todesangst verschwindet und quantitativ Wichtiges wie etwa Geld wird bedeutungslos und an Bedürftige verschenkt. Besonders befremdlich ist der von Lehnert konstatierte Verlust der Identität: Heilige „sind niemand, haben nichts und wollen nichts“, sie führen ein „Leben an der Grenze zum Jenseits“ (145). Ein solches Leben erzwingt den Rückzug in „Wüste und Wald“ (so auch der Titel des Nachworts), wo freilich die Eitelkeit als innerer Feind lauert – und als Angriff dämonischer Wesen verbildlicht wird.

Diese Einsichten erleichtern den Zugang zu den ausgewählten Heiligenlegenden, die nicht zuletzt eine Ahnung davon vermitteln, was es heißen kann, dem ganz anderen Gott zu begegnen.

Thomas Menges



Wolf-Friedrich Schäufele

Kirchengeschichte II: Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart

Lehrwerk Evangelische Theologie 4

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2021

548 Seiten

48,00 €

ISBN 978-3-374-05484-8

Die Monographie von Wolf-Friedrich Schäufele ist als Einführungs- und Überblickswerk zur Kirchengeschichte konzipiert und betrachtet die Zeit von ca. 1300 bis um 2000. In der Reihe „Lehrwerk Evangelische Theologie“ wird das Werk chronologisch an den Teil „Kirchengeschichte I: Von der Alten Kirche bis zum Hochmittelalter“ von Katharina Greschat anschließen, dessen Erscheinen für 2023 geplant ist. Die Reihe richtet sich insbesondere an Studierende der Evangelischen Theologie, Ziel der einzelnen Bände ist es, „gegenwartsbezogenes theologisches Grundwissen [zu] vermitteln“ (Vorwort zur Reihe, V). Über diese primäre Zielgruppe hinaus kann die Monographie aber auch Studierenden der Katholischen Theologie und weiteren Interessierten für einen (vertieften) Überblick vielfachen Erkenntnisgewinn bieten.

Das Werk ist in sieben Hauptkapitel gegliedert, die sich mit dem Spätmittelalter (1), der Reformation im deutschsprachigen Raum (2) und in Westeuropa (3), dem Konfessionellen Zeitalter (4), dem Pietismus und der Aufklärungszeit (5), dem „langen“ 19. Jahrhundert (6) und dem „kurzen“ 20. Jahrhundert (7) befassen; ein Schlusswort (8) rundet das Werk ab. Jedes Kapitel führt mit einem Überblick zur Epocheneinteilung und Begriffsgeschichte in die zentralen Ereignisstränge und die damit verbundenen Forschungsfragen des jeweiligen Abschnittes ein, am Ende ist jeweils weiterführende Literatur angegeben. Aus der Fülle der behandelten Themen seien im Folgenden nur wenige zentrale Felder herausgegriffen und einige exemplarische Beobachtungen angeführt.



Im ersten Kapitel zum Spätmittelalter stellt Schäufele u.a. die Ereignisse im Zusammenhang mit dem abendländischen Schisma (1378–1417), die Idee des Konziliarismus und die zunehmenden innerkirchlichen Reformforderungen sowie die diversen Ausprägungen spätmittelalterlicher Theologie und Frömmigkeit dar (1–52). In konziser Form legt der Autor damit die Grundlagen zum Verständnis der nachfolgenden Entwicklungen ab 1500.

In der folgenden ausführlichen Darstellung zu den Themen Reformation und Konfessionalisierung (54–222) werden nicht nur der Lebensweg und die Theologie Martin Luthers sowie die reformatorischen Umbrüche in Deutschland nachgezeichnet. Vielmehr richtet sich der Blick auch auf weitere Reformatoren und Gebiete, darunter die Schweiz, die Niederlande, Frankreich und England. So werden in gelungener Weise europäische Vernetzungen deutlich.

Ausführlich werden auch die Bewegungen des Pietismus und der Aufklärung (223–295) sowie die Erweckungsbewegung und die Entwicklung der evangelischen Theologie im 19. Jahrhundert (315–345) dargestellt. Damit bietet das Werk einen gelungenen und spannend zu lesenden Überblick über die protestantische Geistes-, Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte der Neuzeit. In der Darstellung des 20. Jahrhunderts liegt ein Schwerpunkt auf der Geschichte des Protestantismus im Nationalsozialismus, wobei insbesondere die historischen Wege von „Deutschen Christen“ und „Bekennender Kirche“ nachgezeichnet werden (405–433).

Einen besonderen Mehrwert bietet das Werk nicht zuletzt dadurch, dass der Autor mehrfach den Blick über die protestantischen Konfessionsgrenzen hinaus auf die Entwicklungen im katholischen Bereich richtet. Diese Seitenblicke machen das Werk gerade für konfessionsübergreifende Zugänge seitens der Leserinnen und Leser interessant. So werden im Kontext der Konfessionalisierung die Katholische Reform, das Konzil von Trient und die katholische Barockfrömmigkeit berücksichtigt (168–187). In der Darstellung des „langen“ 19. Jahrhunderts werden u.a. der katholische Ultramontanismus und das Erste Vatikanische Konzil (345–362), im 20. Jahrhundert das Verhältnis von katholischer Kirche und Nationalsozialismus sowie das Zweite Vatikanische Konzil (434–438, 475–487) betrachtet. Ergänzend ist ein kurzer Abschnitt zur Ökumenischen Bewegung angefügt (487–500), der das Kapitel zum 20. Jahrhundert abrundet.

Insgesamt verfolgt das Werk primär einen theologie-, geistes- und institutionengeschichtlichen Zugang, während sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte etwas kürzer kommen. Die Darstellung ist gut lesbar und verständlich geschrieben, mehrere kommentierte Abbildungen und Karten sind dem Text zur Erläuterung und Vertiefung beigegeben. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein detailliertes Personen-, Orts- und Sachregister schließen das Werk ab. Allen Studierenden und Interessierten, die sich einen historischen Überblick insbesondere zur Entwicklung des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart – mit Seitenblicken auf die katholische Kirche – verschaffen möchten, kann die Monographie als hilfreiche Einführung dienen.

Martin Belz

Maura Zátanyi OSB (Hg.)

Das große Hildegard von Bingen Lesebuch Worte wie von Feuerzungen

Freiburg: Herder Verlag, 2022

320 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451-39166-8

Das von Maura Zátanyi OSB vorgelegte Buch anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Erhebung der Hildegard von Bingen zur Heiligen und Kirchenlehrerin im Jahr 2012 ist eine Frucht von ganz unterschiedlichen Bemühungen um die Heilige, die Abtei in Eibingen und die dortige St. Hildegard-Akademie e. V. hinaus. Als Vorsitzende dieser Akademie, Benediktinerin der Abtei und Übersetzerin der Werke der hl. Hildegard legt die Herausgeberin ein Werk vor, das in seiner Konzeption in dieser Art kein Vorbild kennt: Vor der Darbietung und Kommentierung der Texte durch die Herausgeberin steht eine Einführung mit Wissenswertem zur hl. Hildegard. Die folgenden zwölf Kapitel bieten unter unterschiedlichen thematischen Überschriften einen Einblick in die Werke der hl. Hildegard mit Kommentar. Ein Literaturverzeichnis und ein Register runden das Buch ab, so dass ein abschließender Einblick in die Forschung geboten wird, die Ausgaben der Werke aufgeführt sind und Wichtiges stichwortartig aufzufinden ist. Die zwölf Kapitel beginnen mit einem ersten Kapitel, in dem Selbstaussagen der hl. Hildegard kommentierend vorgestellt werden. Die weiteren Kapitel reichen dann vom Vorspiel zum Heil, das für Hildegard mit der Schöpfung der Welt anhebt, bis zum vollendeten Dasein als Abschluss des Buches.

Die Textauswahl orientiert sich einerseits an der subjektiven Erfahrung der Lesenden, die bei Hildegard heute aus ihrer persönlichen Beschäftigung Antworten auf die Fragen ihres Lebens suchen, um Orientierung, Rat und Impulse zu erhalten. Die im Lesebuch aufgenommenen Texte spiegeln andererseits die Vielfalt der literarischen Tätigkeit Hildegards. Denn es werden ihre Visionsschriften, komponierte Lieder, Gedanken aus ihren Briefen und Predigten berücksichtigt. Damit wird auf das gesamte Repertoire an vorhandenen Texten zurückgegriffen.



Im Lesebuch wird deutlich, dass die zwei Hildegard zugeschriebenen naturheilkundlichen Schriften, die wir heute kennen, das Buch „Physica“ (Heilsame Schöpfung) und das Buch „Causae et curae“ (Ursprung und Behandlung der Krankheiten) nur im Kontext von Hildegards Theologie gelesen werden können. Deutlich wird dies etwa exemplarisch am Begriff der „Viriditas“, der Grünkraft, die ausgehend von der Pflanzenwelt das Leben hervorbringt, Gras, Blumen, Sträucher, Bäume usw. wachsen lässt und zugleich auf das menschliche Leben übertragen wird. Denn auch das tugendhafte Wirken des Menschen besteht im Wirken der „Viriditas“. Wer sein Tun aus der inneren Lebenskraft schöpft, dessen Werke verströmen einen Lebensduft. Das Wachstum des Menschen an Tugend wird also genauso wie das Wachstum der Pflanzen mit einem Begriff bezeichnet, der Gott, Welt und Mensch verbindet. Die Betrachtung der Natur und die Betrachtung des Menschen geht bei Hildegard also von der Perspektive Gottes, coram deo, aus, um die Schöpfung von Gott her in den Blick zu nehmen. Dabei steht der Mensch für Hildegard als Abbild Gottes im Mittelpunkt der Schöpfung, die in Christus erlöst ist, was wiederum

auf das Werk der bei der Empfängnis des Gottessohnes wirkenden Kraft der „Viriditas“ im Schoße Mariens zurückgeht. Diese Erläuterungen aus dem neunten Kapitel, das den Titel „Im Rausch der Sinne“ trägt, zeigen, wie Hildegards Theologie der bildlich wie begrifflich vermittelten Präsenz Gottes die Klammer um ihr literarisches Werk bildet und sich von den Visionsschriften bis zu ihren Briefen und Predigten durchzieht. Es wird deutlich, dass die drei großen Visionsschriften „Liber Scivias“ (Das Buch der Wegweisungen), „Liber vitae meritorum“ (Das Buch der Lebensverdienste) und „Liber divinorum operum“ (Das Buch vom Wirken Gottes) jene Unmittelbarkeit der Verbindung mit Gott in unterschiedlichen Bildern transportieren, die in der Grünkraft unmittelbar in der Natur oder in der Tugend des Menschen greifbar ist. Selbst in der literarischen Gattung der Briefe dokumentiert sich diese Unmittelbarkeit der Verbindung mit Gott, wenn Hildegard zur Posaune Gottes in der Korrespondenz mit Äbten, dem Kaiser und anderen Personen ihrer Zeit wird. Diese und weitere Detailentdeckungen lassen sich im Lesebuch anhand der kommentierten Texte Hildegards als spirituelle und theologisch-intellektuelle Impulse auf einzigartige Weise vertiefen.

Günter Kruck

Johannes Reuchlin

Ratschlag, ob man den Juden all ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen soll

Frühneuhochdeutsch / Neuhochdeutsch

Herausgegeben und übersetzt von Jan-Hendryk de Boer

Stuttgart: Reclam Verlag. 2022

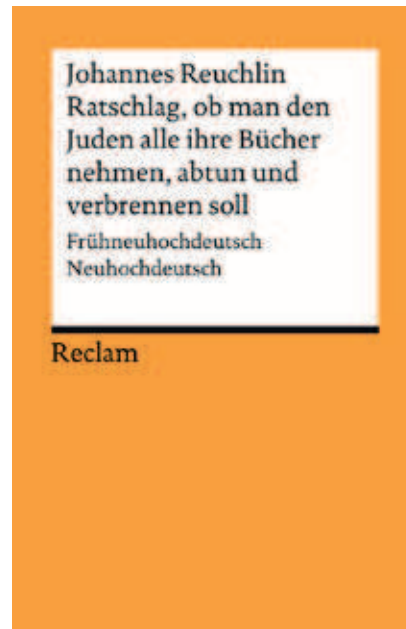
173 Seiten m. s-w Abb.

6,80 €

ISBN 978-3-15-014248-6

100 Jahre Hitlerputsch, 90 Jahre Machtübernahme der Nationalsozialisten – die beiden besonderen Gedenktage des Jahres mahnen zur besonderen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Antisemitismus. Dieser ist leider nach wie vor nicht von gestern, was die aktuelle Statistik des Bundesinnenministeriums zeigt, nach der antisemitische Gewalttaten im vergangenen Jahr erneut zugenommen haben. Christinnen und Christen können einen Beitrag leisten, nicht nur indem sie sich der engen Verbindung der eigenen Religion mit dem Judentum gewahr werden, sondern auch durch Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte der Judenfeindschaft. Religiöser Antisemitismus gehört zu den Schattenseiten der Kirchengeschichte. Langlebige Klischees und Verschwörungstheorien haben ihren Ursprung in antijüdischer Polemik christlicher Autoren. Man denke etwa an die Wirkungsgeschichte von Martin Luthers „Von den Juden und ihren Lügen“.

Dass man schon längst vor der Moderne und ihrem Ideal religiöser Toleranz auch als Christ für ein friedliches Zusammenleben mit den Juden eintreten konnte, zeigt das Beispiel von Luthers Zeitgenossen Johannes Reuchlin (1455-1522). Der Humanist und erste große deutsche Hebraist schrieb mit seinem „Ratschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen soll“ von 1510 gegen antijüdische Hetze seiner Zeit. Das Werk ist nun in einer handlichen frühneuhochdeutsch-neuhochdeutschen Neuausgabe bei Reclam erschienen. Herausgegeben und übersetzt wurde das Gutachten Reuchlins für Kaiser Maximilian I. vom Mittelalterhistoriker und Germanisten Jan-Hendryk de Boer, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität



Duisburg-Essen und Experte u.a. für die Gelehrtenkultur des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert.

Bereits der Titel des Werks lässt die aufgeheizte Stimmung erahnen, in der Reuchlin zur Feder griff. Ab 1507 hatte der Konvertit Johannes Pfefferkorn eine publizistische Kampagne begonnen, die darauf zielte, sämtliche jüdischen Schriften zu konfiszieren und zu vernichten, besonders den Talmud. In seinem „Juden Spiegel“ und anderen Schriften diffamierte Pfefferkorn die literarische Tradition seiner Herkunftsreligion als im Kern christenfeindlich und subversiv. Durch Unterstützer am Kaiserhof gelang es dem antisemitischen Eiferer, die Gunst von Kaiser Maximilian zu gewinnen, der ihm ein Mandat für die Beschlagnahme der Bücher der jüdischen Gemeinden im Reich erteilte, obwohl diese eigentlich den besonderen Schutz des Reichsrechts genossen. Die zunächst enteigneten Gemeinden in Frankfurt und im Rheinland legten Beschwerde bei Kaiser und Reichstag ein und erreichten die vorläufige Zurückerstattung. Der Kaiser ließ daraufhin von verschiedenen Gelehrten Gutachten verfassen, ob die zunächst angeordnete Enteignung jüdischer Schriften aus christlicher Perspektive geboten sei.

Neben Theologen der Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg wurde auch Johannes Reuchlin als bester Kenner der hebräischen Sprache und der jüdischen Schriften um eine Stellungnahme gebeten. Diese fiel nicht nur deutlich ausführlicher aus als die anderen Gutachten, sondern Reuchlin sprach sich gegen die Konfiszierung und Vernichtung aus.

Er gestaltete sein Werk ganz im Stil mittelalterlicher Disputationen, indem er zunächst verschiedene zeitgenössische Gründe pro und contra aufführte, um dann eine eigene Argumentation zu bieten. Dieser stellte er bezeichnenderweise das Gleichnis vom Weizen und Unkraut (Mt 13,24-29) voran, die neutestamentliche Begründungsinstanz schlechthin für eine christliche Toleranz. Im Anschluss argumentierte Reuchlin nicht nur theologisch, sondern auch juridisch und in besonderer Weise philologisch. Auf diesen unterschiedlichen Anwegen dreht er die Stoßrichtung der Eiferer um und legte dar, welchen Verlust die Vernichtung jüdischer Schriften auch für die Christen bedeuten würde. Als wichtige Kommentierungen des Alten Testaments, Heilige Schrift der Juden und Christen, waren jüdische Werke wichtige Bezugsgrößen. Reuchlin, der von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt war, weigerte sich, deshalb die Vernichtung aller anderen Schriften zu fordern. Der Widerspruch hatte zwar keinen Erfolg – abgesehen von einem publizistischen Streit mit Pfefferkorn und seinen Unterstützern –, er zeigt aber eine frühe Form christlicher Toleranz und Achtung gegenüber jüdischer Gelehrsamkeit.

Der Argumentation Reuchlins und den Polemiken seiner Gegner kann man anhand der neuen Textausgabe im Original wie in der treffenden Übersetzung mit Gewinn nachgehen. Ein Nachwort des Herausgebers und eine Zeittafel helfen bei der historischen Kontextualisierung. Die Kommentierung des edierten Textes erfolgt leider nicht über präzise Endnoten, sondern durch Angaben von Seite und Zeile im Anhang. Von der Einbindung in den Fließtext abgesehen sind die kommentierenden Anmerkungen zu Personen, Werken und historischen Zusammenhängen sehr präzise und informativ gestaltet.

Reuchlins Werk ist eine Einladung, erst gründlich zu lesen und sich dann eine Meinung zu bilden – was könnte besser helfen gegen antisemitische Klischees und Hetze? Die Neuausgabe eröffnet jedenfalls einen guten Zugang zu einem vielleicht unerwarteten Denkanstoß aus dem 16. Jahrhundert.

Michael Pfister

Hartmut Sommer

François Fénelon

Sanftmütiger Anarchist und Meister der Mystik

Aachen: Patrimonium-Verlag. 2022

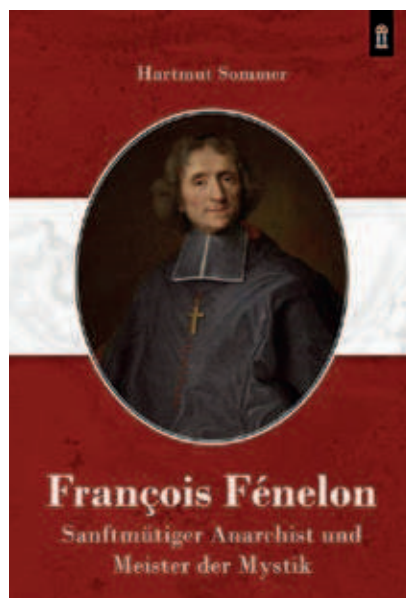
410 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-86417-192-5

Es ist die Zeit des Sonnenkönigs, der von Frankreich aus Maßstäbe setzt nicht nur für absolutistische Herrschaft, sondern für Weltdeutung und Lebensstil ganz noch im Zeichen selbstverständlichen Christseins: Versailles als Wahrzeichen und Vorbild für ganz Europa. Aber wer weiß noch, dass damals dort im Nordflügel einige Jahre lang ein faszinierender und vorbildlicher Glaubenslehrer als Prinzenzieher tätig war und einen Zirkel frommer Frauen begleitete?

Mit dem Namen François Fénelon verbindet sich glaubensgeschichtlich ein höchst bedeutsamer Kirchenstreit, in dem es um die Mitte christlichen Glaubens und das Profil seiner Mystik ging – das letzte Mal übrigens, dass ein Glaubenssthema unter den führenden Intellektuellen der Zeit wie z.B. dem Allrounder Leibniz in der europäischen Öffentlichkeit diskutiert wurde. Es ging, um es aktualisierend auf den Punkt zu bringen, um die eine Frage: Was heißt „Gott lieben“? Ist wirklich selbst- und absichtsloses Leben möglich, gar auf Dauer – und der Würde menschlicher Freiheit entsprechend? Und die Gegenfrage: „Was bringt mir das? Wozu ist das gut? Was hab ich davon?“ Theologisch gewendet also: Was heißt und wie geschieht „Gottesliebe“ als Grund und Mitte von Nächsten- und Selbstliebe, von gelingendem Menschsein überhaupt? Wie, wenn überhaupt, „arbeiten“ Gott und Mensch zusammen? Und: Was heißt „Gnade“, was geschieht wann und wie wirklich gratis? Muss nicht alles erst geleistet und bezahlt werden, auch in der Gottesbeziehung? „Amour pur“ hieß damals der Streitpunkt (und theologische Insider werden sich an den „Gnadenstreit“ kurz davor erinnern).



Schlüsselgestalt in diesen brisanten Fragen, in denen es letztlich um das Besondere des Christlichen in der werdenden Neuzeit geht, ist François-Armand de Salignac de La Mothe Fénelon – so sein ganzer Taufname –, die letzten 20 Jahre seines Lebens als Fürsterzbischof im nordfranzösischen Cambrai. Sein Leben (1651-1715) umfasst die gesamte Regierungszeit Ludwigs XIV. (1636 -1715). Hartmut Sommer zeichnet Fénelons äußeren und inneren Werdegang kenntnisreich nach, sehr gut informierend und anschaulich erzählend zudem. Spross eines verarmten südfranzösischen Adelsgeschlechtes, durchläuft der Hochbegabte eine glänzende Ausbildung und wird mit 26 Jahren zum Priester geweiht – von früh an geprägt durch die nachtridentischen Reformen z.B. der Priesterbewegung von St. Sulpice. Eine seiner ersten größeren Aufgaben ist bezeichnenderweise eine Missionskampagne bei den bzw. gegen die sog. Hugenotten zwecks deren Rekatholisierung. In der Öffentlichkeit bekannter wird der junge Fénelon durch sein Buch über die Mädchenerziehung, in dem er Leitungserfahrungen in einem großen Adelsinternat auswertet.

Zeitgleich entstehen die ersten philosophisch-theologischen Veröffentlichungen, die ihn als hellwachen Zeitgenossen aktueller Zeitdebatten ausweisen. Besonders gilt das für die Auseinandersetzung mit der Philosophie Descartes' im originellen Entwurf von Malebranche und natürlich mit dem Jansenismus, einer reformiert zugespitzten Bewegung radikaler Christlichkeit im Anschluss an Augustinus und die Reformation. Sowohl die schulische Bildungsarbeit wie die ständige Seelsorge zeigen Fénelon als hochgeschätzten Pädagogen, Glaubensbegleiter und intellektuellen Gesprächspartner. Mit 38 Jahren wird er von Ludwig XIV. zum Erzieher seines jungen Enkels, des zukünftigen Thronfolgers, berufen und zieht in Versailles ein – immens gut vernetzt im Geflecht adliger Beziehungen. Zugleich bleibt er aufgrund seiner entschiedenen Christlichkeit deutlich auf Abstand gegenüber der selbstgefälligen und natürlich intriganten höfischen Gesellschaft, in der wie selbstverständlich noch Thron und Altar verbunden sind. Fénelon gehört zeitlebens zu diesem Ancien Regime mit der selbstverständlichen Loyalität zum König, dessen Herrschaftsstil und Kriegspolitik er freilich erstaunlich mutig kritisiert; sein ganzes Lebenswerk weist kritisch und mit spiritueller Explosivkraft darüber hinaus. Sein für den jungen Thronfolger geschriebener Erziehungsroman „Telemach“ wird ein pädagogischer Bestseller und gern gelesen bis in die Goethezeit.

In Versailles kommt es zur Begegnung mit Madame Guyon, und das wird fortan Fénelons Leben und Denken durchaus dramatisch bestimmen. Diese junge adlige Witwe vertritt aufgrund eigener Erfahrungen und auch Studien eine Auffassung von christlicher Spiritualität, in der die förmlich passive Gott-Empfänglichkeit im Glaubensvollzug extrem betont wird. Der Mensch könne und solle schließlich absolut nichts für sich wollen, in völliger Selbsthingabe solle er vielmehr sich und alles Gott überlassen, eben in „reiner Liebe“ in völlig selbstloser Offenheit alles geschehen lassen. Die Hintergrunderfahrung dabei ist, dass Gottes alles ist und der Mensch nichts – eine Diagnose, die natürlich leicht zur prinzipiellen Abwertung geschöpflicher Freiheit und menschlicher Eigentätigkeit führen kann, obwohl genau das Gegenteil intendiert ist. Bezeichnend ist der Kampfbegriff „Quietismus“ dafür, der bald für diese ebenso faszinierende wie extreme Gebetspraxis und -lehre geprägt wird – ersichtlich eine Position, die tendenziell sowohl die Glaubensvermittlung durch Kirche und Priesterschaft in Frage stellen kann wie auch die zunehmende Lebensart zugreifender Rationalität und frühkapitalistischer Vernutzungsmentalität demaskiert. Fénelon wird zum Freund und Anwalt von Madame Guyon, wohl unterscheidend zwischen ihrer überzeugenden Gesamtintention und unglücklichen Extremaussagen. Aber der Konflikt zwischen kirchlich-königlichem Establishment und subversiver religiöser Innerlichkeit wie auch individueller Freiheit ist – wie so oft im Christentum – programmiert: Er eskaliert bis hin zur Verhaftung von Frau Guyon in Frankreich und zur Zensurierung einiger ihrer Sätze in Rom (die freilich nie formell verurteilt wurden!), bis hin zur Verbannung Fénelons aus Versailles und zu seiner Abschiebung nach Nordfrankreich weit weg von Paris, immerhin als Erzbischof von Cambrai, wo er ungebrochen segensreich wirkt. „Im Hintergrund

der vermeintlichen Sophisterei dieses theologischen Streits stand nämlich eine mächtig zum Durchbruch drängende historische Wende, die mit der zunehmenden Macht eines dem Erwerbsleben hingebenen Bürgertums das individuelle Interesse selbst zum Grundbegriff des Sittlichen erhob.“ (274) Zwar hat sein Widersacher, der Bischof und Autor Jacques Bénigne Bossuet, mit seinem Widerspruch gegen die Lehre von der reinen Liebe politisch-kirchlich gesiegt, aber Fénelons absolut integre Persönlichkeit und Lebensführung, seine unermüdliche theologische Unterscheidungs- und Vermittlungsarbeit durch zahlreiche Veröffentlichungen und nicht zuletzt seine überzeugende Seelsorgearbeit und Diözesanführung machen ihn schon zu Lebzeiten zu einer Lichtgestalt.

Hartmut Sommers Biografie liest sich ungemein spannend und lehrreich – gerade wenn man den eingangs angedeuteten heutigen Problemkontext mitbedenkt, den der Autor erfreulicherweise gerade nicht aktualisierend ausschachtet. Wie jedes gute Buch löst es natürlich Fragen aus: Ist Fénelon überhaupt ein Meister der Mystik oder doch eher der Mystologie, also selbst erfahren oder „nur“ tief gelehrt darin? Überhaupt: Was genau meint das abstrakt gebrauchte Substantiv „Mystik“, das ja damals gerade erst in Mode kommt und heutzutage ein inflationär gebrauchtes Sehnsuchtswort diffusen Inhalts in aller Munde ist? Ist damit womöglich einer Zweiklassen-Spiritualität zwischen vermeintlich Höchstbegabten und „Normalen“ das Wort geredet, die biblisch gerade nicht sein sollte? Eine noch stärker sozialgeschichtlich geprägte Kirchen- und Theologiegeschichte würde wohl stärker die Belange der nichtadligen Bevölkerung in den Blick nehmen und der „Kirche von unten“ nachspüren. Und bei der schnellen Verknüpfung von Aufklärung mit Hedonismus (274 u.ö.) kommen ebenfalls grundsätzliche Fragen historischer Hermeneutik ins Spiel. Glänzend

kommt bei Sommer die faktische Verschränkung von politischen Machtinteressen und „ideologischen“ Kirchenbedürfnissen ans Licht, auf deren krummen Linien der Heilige Geist doch Wahrheit schafft – nicht zuletzt durch Glaubenszeugen und Gebetslehrer wie Fénelon. Marcel Proust nannte ihn mit Recht einen „sanftmütigen Anarchisten“ und Sommer spricht vom „asketischen Rebell“ (226). Fénelon gehört zweifellos zu den großartigen Lehrern des Christlichen, der sich vorherrschenden Trends um den Preis persönlicher Niederlagen und Demütigungen standfest verweigert. Denn er ist wie sein geliebtes Vorbild Franz von Sales von einer ungemein sympathischen Humanität geprägt, jedem Extremismus gerade im Religiösen abhold und im Einsatz für „eine lebbarere Mystik ... ohne Streben nach außerordentlichen Erfahrungen, als einfaches, liebendes Einlassen auf göttliche Führung, in stiller Einfalt und ohne krampfhaftes Rasonieren oder skrupulös eingehaltene äußere Rituale“ (365), aber eben auch mit kraftvoller Argumentation und entschiedener Positionierung. Sein großes Spätwerk „Abhandlung über die reine Liebe“ ist seit 2007 endlich auch auf Deutsch zugänglich.

Sommers Buch wird und möge dazu beitragen, diesen Zeugen des Christlichen genauer wahrzunehmen und in die gegenwärtige Suche nach authentischer Spiritualität aufzunehmen. Steht er doch an vorderster Front, wenn es darum geht, endlich das Verhältnis von Gott und Mensch nicht länger im Muster struktureller Konkurrenz zu lesen, sondern im Modell wechselseitig freigebender Liebe. Nie ist dann der Mensch freier und subjektiver, als wenn er sich in freier Selbstbestimmung selbst- und absichtslos verausgabte „für euch und alle“, in reiner Liebe also und entschiedenster Lebenstat. Das hat Konsequenzen für Gesellschaftsform, Kirchengestalt und Lebensstil.

Gotthard Fuchs

Klaus-Rüdiger Mai

Edith Stein

Geschichte einer Ankunft

Leben und Denken der Philosophin, Märtyrerin und Heiligen

München: Kösel Verlag. 2022

352 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-466-37271-3

Bereits vor ihrer Heiligsprechung im Jahr 1998 richtete sich die internationale Aufmerksamkeit auf Leben und Wirken Edith Steins. Sie war eine wissensdurstige junge Frau aus jüdischer Familie, deren Leben von Widersprüchen und Ambivalenzen geprägt war, die aber stets einem moralischen Kompass folgte und nach dem letztgültigen Sinn menschlichen Lebens suchte. Letzteres führte sie zum Glauben an Jesus Christus und ebnete ihr den Weg in den Karmel. Ihr Eintreten für ihr jüdisches Schwestervolk beim Papst vor dem Hintergrund des antisemitischen Naziterrors und ihr Tod 1942 im KZ Auschwitz rufen bis heute Bewunderung hervor und sind fester Bestandteil nicht nur der christlichen Erinnerungskultur. Erste Lebensbeschreibungen wurden bereits kurz nach ihrem Tod verfasst. Seit ihrer Heiligsprechung gesellen sich nahezu jährlich neue oder neu aufgelegte Biografien hinzu. In diese Reihe fügt sich auch das aktuelle Lebensporträt des Publizisten, Historikers und Philosophen Klaus-Rüdiger Mai ein.

Warum lohnt es sich, neben diesen zahlreichen biografischen Entwürfen Edith Steins speziell diese „Geschichte einer Ankunft“ über die „Philosophin, Märtyrerin und Heilige“ zu lesen? Der Mehrwert ergibt sich aus Mais wissenschaftlich distanzierter und historisch-kritischer Herangehensweise. Akribisch zeichnet er das wissenschaftliche Suchen und Mühen der Philosophin Edith Stein vor dem Hintergrund der Ereignisse des frühen 20. Jahrhunderts nach. Er sieht in ihr das nicht beachtete Pendant zu Martin Heidegger, der wie sie Schüler des berühmten Phänomenologen Edmund Husserl war. Doch anders als Heidegger blieb ihr die Habilitation viermalig zunächst aufgrund misogynen und später auch anti-



semitischer Vorbehalte versagt. Mai hebt sie nun zu Recht aus dem Schatten epochentypischer Ungleichbehandlungen.

Das Buch beginnt und endet mit Edith Steins Abschied von ihrer jüdischen Familie, bevor sie christliche Nonne wird. Doch wo ein Abschied ist, ist auch eine Ankunft, die Mai bewusst als Ankommen im christlichen Glauben und in der geistlichen Familie des Karmels nachzeichnet. Wer die Biografie nunmehr angezogen vom dritten Untertitel als Lebensbild der Märtyrerin und Heiligen lesen möchte, wird enttäuscht. Dem Biografen ist daran gelegen, Edith Steins Leben als „einen noch unentdeckten Schlüssel für die deutsche Geschichte des beginnenden 20. Jahrhunderts“ (338) und als philosophische Sinn-suche zu lesen. Die gläubige Christin Edith Stein und ihr Martyrium bleiben auch in den Ausführungen ihrer zunehmenden christlichen Glaubensgewissheit merkwürdig blass. Versatzstückartig und unterschwellig wird ihre Hinwendung zum Glauben reflektiert. Erst das letzte Viertel der Biografie beleuchtet sie ausdrücklich als Christin, jedoch immer vor dem Hintergrund ihrer stark philosophisch bestimmten Ankunft im Glauben. Diese Einschätzung Mais wird Edith Stein womöglich gerechter als ein oberflächlicher und instrumentalisierender Blick

Martin Schleske
Werk I Zeuge
In Resonanz mit Gott

München: bene! Verlag. 2022
640 Seiten m. farb. Abb.
26,80 €
ISBN 978-3-96340-240-1

auf ihre religiösen Erfahrungen, um sie einseitig als Heilige und christliche Märtyrerin in den Mittelpunkt zu stellen. Zu fragen wäre dennoch, ob nicht Mais Perspektive ebenso einseitig auf die Philosophie fokussiert. In bisweilen langatmigem und fachsimplendem Philosophie-Jargon dürfte es den in der Philosophiegeschichte unkundigen Leserinnen und Lesern bisweilen schwerfallen, den Passagen zur Verortung Ediths in der philosophischen Wissenschaftslandschaft ihrer Zeit zu folgen. Und doch ist Mais historisch-philosophische Einordnung der wissenschaftlichen und autobiografischen Quellen ungemein wichtig, um Ediths vergleichsweise spät aufglimmenden Glauben adäquat beurteilen zu können. In kontinuierlicher Verflechtung von Biografie und facettenreichem Panorama der Geschichte des beginnenden 20. Jahrhunderts mit seinen Moden, Denkrichtungen und Künsten wie auch den krisenhaften Umbrüchen eröffnet der Autor ein lebendiges Epochenporträt. Mit seinem Blick über die Schulter des „kulturinteressierten Teenagers“ (81) und der erwachsenen Wissenschaftlerin Edith Stein, die selbst nur schwer mit Kritik umgehen, anderen aber durchaus überheblich vor den Kopf stoßen konnte, gelingt ihm ein erfrischend anderer Zugang zu ihrer Persönlichkeit, der sich vor einer vorschnellen Überhöhung hütet.

Da die neuere Religionspädagogik auch ambivalente und brüchige statt heroisierender Biografien wiederentdeckt, eignet sich Mais nicht religiös gefärbter Blick aus der Distanz hervorragend für die Beschäftigung mit dieser Ausnahmepersönlichkeit und ist unbedingt lesenswert.

Michaela Bill-Mrziglod

„Euer Herz straffe sich!“ Mit Martin Bubers Übersetzung von Psalm 31,25 ließe sich auch die Intonation des vorliegenden Buches beschreiben, das von Resonanzerfahrungen zwischen Werkstatt und gelebtem Glauben erzählt. Nach „Der Klang. Vom unerhörten Sinn des Lebens“ (2010), „Klangbilder. Werkstattgedanken“ (2011) und „Herztöne. Lauschen auf den Klang des Lebens“ (2016) nähert sich Martin Schleske, Geigenbaumeister und diplomierter Physikingenieur, mit „Werk I Zeuge. In Resonanz mit Gott“ (2022) erneut den wechselvollen Rhythmen von Handwerk und geistlicher Lebenskunst.

Schleske führt, wie er zu Beginn betont, in seinen 366 Texten (für jeden Tag des Jahres einen) keinen Dialog mit dem Leser, sondern lädt diesen dazu ein, an seinem „betenden Dialog mit Christus“ teilzunehmen: „Ich habe versucht, Worte für das zu finden, was sich zwischen Gott und mir abspielt“. Von dieser Zwiesprache, die Schleske „Lehrstunde“ nennt, geben seine Texte Zeugnis, ohne belehrend oder vereinnahmend zu sein. Er referiert auch keine angelesenen Erkenntnisse, sondern erzählt auf inspirierende Weise von dem, was er selbst „durchlebt, gehört, gesehen, berührt und durchlitten“ hat. Jeder Text besteht aus drei Elementen, die eng miteinander verknüpft sind: einer kurzen Überschrift, einem Zitat aus der Bibel und einer assoziativen Betrachtung dazu. Jeder neue Monat beginnt mit der Vorstellung eines Werkzeugs, das der Geigenbauer für die Ausübung seines Handwerks benötigt: Wölbungshobel, Schnitzer, Abstecherisen, Glasläufer, Polierlappen etc. Mit ihnen formt und bearbeitet Schleske die etwa 30 Geigen, Bratschen und Celli, die jährlich in seiner Werkstatt entstehen. Wenn ein fertiggewordenes Instrument zum ersten Mal erklingt, fließen bei den Auftraggebern nicht selten Tränen: „Der Klang berührt die Seele, und der Mensch beginnt, auf seinem Instrument zu sin-



gen.“ Das sind bewegende Momente für Schleske, in denen sich für ihn noch eine weitere Dimension eröffnet: „Diese Art der Erfahrung ist letztlich mit dem Begriff glauben gemeint.“ Wie die Werkzeuge des Geigenbaus sieht Schleske auch die Worte der Bibel: „Sie haben eine formende Kraft. Sie sind Werkzeuge des inneren Lebens.“

Mit großem Einfühlungsvermögen beschreibt er seine Erfahrungen, die stets einen ermutigenden und aufrichtenden Ton haben: „Wie in der Musik, so arbeitet auch der Geist nicht mit erzwungenen Schwingungen, sondern durch geistiges Resonanzgeschehen. Wir spielen mit. Stimme dein Herz – und lass dich spielen.“ Auch wenn es keine zusammenhängenden Kapitel gibt, sondern jeder Text für sich steht, lassen sich in den Ausführungen thematische Bögen entdecken. Von besonderer Intensität sind Schleskes Gedanken zu einer „Theologie der Verwundbarkeit“. Hier verbindet er seine spirituellen Einsichten vermehrt mit Arbeitsschritten des Geigenbauens, was an anderen Stellen leider oft zu kurz kommt: „Eine Welt, die nicht scheitern kann, ist wenig beeindruckend. Es ist jedenfalls mutiger und spannender, mit der

Lackierung einer Geige durch Öllacke, komplementäre Pigmente, Anlösungen, Nussbeize, früh aufgetragenes Drachenblut und Krappwurzelpigmente ins volle Risiko zu gehen – in allem am Rande des Möglichen – und dann das fast abgestürzte Lackbild zu retten, als eine Geige borniert und abgesichert, ohne jede Überraschung und gänzlich uninspiriert herunterzulackieren. [...] Wir können nicht einen göttlichen Lebenssegen wollen und zugleich ohne jene mutige Hingabe leben, die das kämpfende Beten heißt.“ Schleske formuliert nachdenklich, zugleich klar und prägnant: „Wichtiger noch als das Gebot der Liebe ist das Angebot der Liebe.“

Schon die dem Buch vorangestellte Widmung „Für Jesus“ legt nahe: Schleske sieht sich selbst als „Werkzeug“ und Resonanzkörper der Verkündigung, wenn er sich fragt: „Wie verstehe ich meine Mission? Erzähle, wer Jesus war. Aber mehr als das bezeuge, wer er in dir ist. Wenn er nicht zu deiner Lebenserfahrung geworden ist, hast du nichts zu geben. [...] Wenn wir Jesus nachfolgen, haben wir keine Botschaft, die man banal zur Kenntnis nehmen kann, sondern eine Wirklichkeit, zu der wir einander inspirieren sollen, eine Erfahrung, die uns unmittelbar lehrt, weil es die Erfahrung Gottes ist.“

„Werk I Zeuge“ ist ein sprachlich kraftvolles, bekenntnisreiches und zugleich kontemplatives Buch. Mehrere farbige Abbildungen, die etwas von der sinnlichen Kunst des Instrumentenbaus zeigen, sind in ausgezeichneter fotografischer Qualität abgedruckt. Ein ausführliches Stichwort- und ein Bibelstellenverzeichnis beschließen den Band. Das Buch ist ein Klangspektrum der besonderen Art, ein spiritueller Begleiter durch das Jahr, in täglicher Resonanz mit Gott – empfehlenswert!

Sr. Raphaela Brüggenthies

Stefan Seidel

Grenzgänge

Gespräche über das Gottsuchen

München: Claudius Verlag, 2022

295 Seiten m. s-w Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-532-62880-5

Der Theologe, Psychologe und Journalist Stefan Seidel geht davon aus, dass Gott den allermeisten Menschen von heute „schlichtweg abhandengekommen“ sei. Spurenelemente des Glaubens oder auch nur des Staunens, wie sie an den Feiertagen oder im Urlaub aufkommen, sollten darüber nicht hinwegtäuschen. Über diese Annahme ließe sich trefflich disputieren, vermutlich trifft sie zuvorderst auf den spätmodernen, seinen spirituellen Quellen entfremdeten „Westen“ zu. Davon abgesehen lag es für den leitenden Redakteur der Leipziger Wochenzeitung „DER SONNTAG“ nahe, mit Zeitgenossen ins Gespräch zu kommen, die etwas von Gott, von ihren Erfahrungen mit Ihm, zu berichten wissen. Neunzehn Gespräche sind in dem Band versammelt, Glaubensweisen bekannter Persönlichkeiten wie der Autorin Marica Bodrožić, des Lyrikers Christian Lehnert oder des tschechischen Theologen und Priesters Tomáš Halík genauso wie Gott-Gedanken von Intellektuellen, die dem Verfasser dieser Zeilen bisher unbekannt waren.



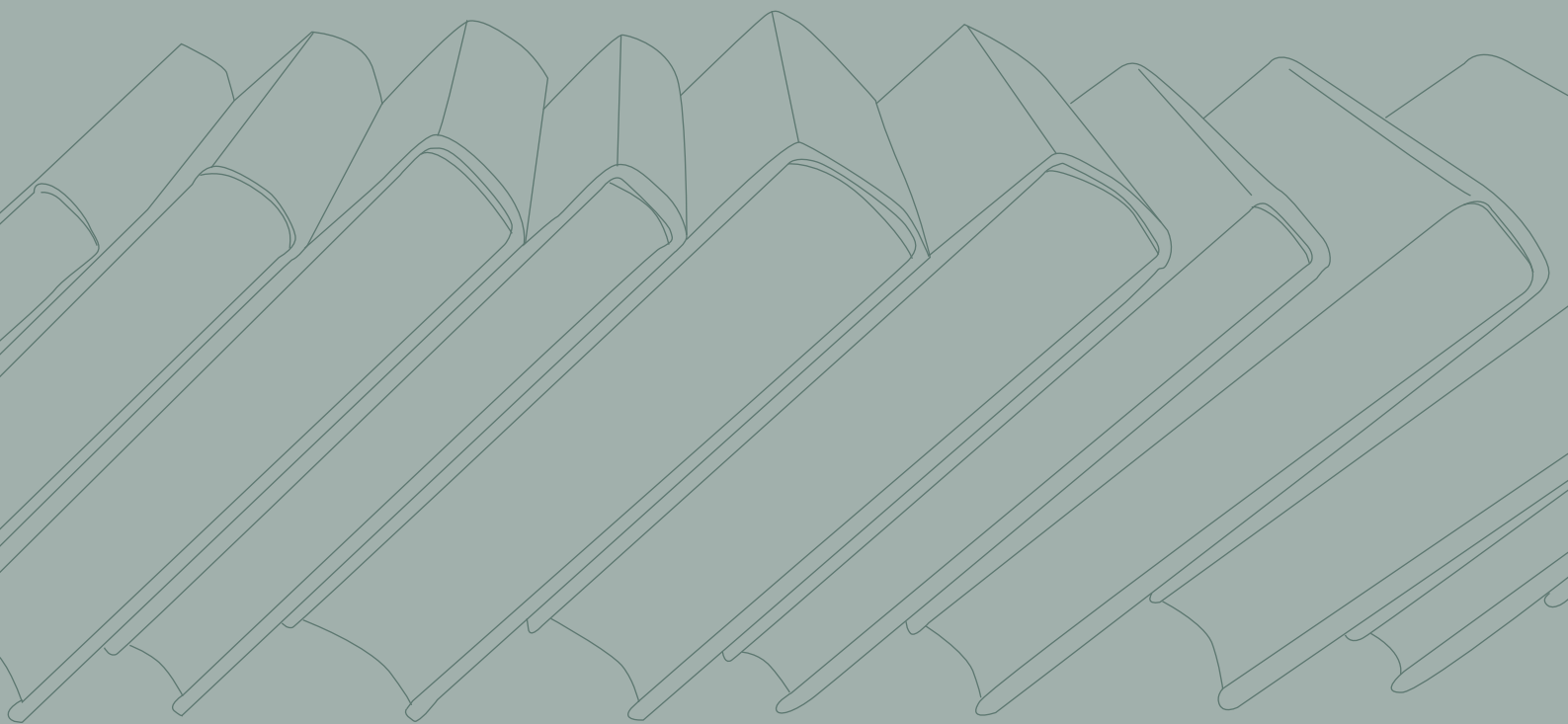
„Heute denke ich“, so die Schriftstellerin Iris Wolff („Die Unschärfe der Welt“) mit Blick auf ihre Kindheit im Pfarrhaus, zu der auch der selbstverständliche Umgang mit biblischen Gestalten gehörte, „dass mir dadurch zwei Dinge früh deutlich wurden: die Zeichenhaftigkeit der Welt, und dass mein Leben ohne den Bezug auf etwas Größeres unvollständig ist.“ Der Satz lässt sich als eine Quintessenz nicht nur dieses Glaubensweges lesen. Denn „Transzendenz“ kann man auch damit erklären, dass dem Gottsucher die Welt „nicht genug“ ist. So streckt er sich aus nach Zeichen, die auf ein „Mehr“ verweisen, hält Ausschau nach dem, was ihm fehlt. Auch für Christian Lehnert geht es darum, nicht „fertig“ zu sein mit dieser Welt, sich gerade mit befremdlichen Erfahrungen anzufreunden, die ihre Schätze, „das Andere“, nach und nach enthüllen. Der Dichter berichtet von seiner jugendlichen Begegnung mit Versen von Johannes Bobrowski, die er zigfach liest, aber kaum versteht. Gleichwohl: „Mittler ohne Botschaft waren sie, Auslöser für das plötzliche Gefühl, in mir nicht zu Hause zu sein. Eine ‚Stimme / wo keine Frage war‘.“ So beginnen spirituelle Karrieren, die Subjektives und Tastendes genauso umgreifen wie Trost und Sorglosigkeit. Dass man Gott niemals „hat“, ist selbstverständlich: „Das gehört zu unserer Existenzform in Zeit und Raum.“ (Lehnert)

Auf eine anregende Weise als „anstößig“ erweist sich das Gespräch mit der in New York lehrenden koreanischen Theologin Tara Hyuan Kyung Chung, die angesichts einer Welt voller Unterdrückung und Unfreiheit die „abstrakte“ Theologie als defizitär betrachtet. Es sind vor allem Erfahrungen, auch die von Existenzbrüchen, die für sie den lebendigen, sich „ereignenden“ Gott bezeugen. Chung berichtet sehr explizit von dramatischen Ereignissen in ihrem Leben, die ihr dennoch das „Große Unbekannte“ und das „Nichtwissen“ als einen lebendigen, ja sicheren Ort vermittelten. Mit Verweis auf den afroamerikanischen Mystiker Howard Thurman spricht sie von einer Spiritualität des „Was-dich-lebendig-macht“. An dieser nur scheinbar banalen Losung werde sich „die Richtung des Glaubens der jungen Menschen im 21. Jahrhundert“ zu bewähren haben.

Man könnte meinen, dass die Abkehr von der „Abstraktion“ dieser koreanischen Grenzgängerin und die Reflexionen des 1926 geborenen evangelischen Systematikers Jürgen Moltmann nicht anders als konträr ausfallen können. Und dennoch: Auch Moltmanns epochale „Theologie der Hoffnung“ wurzelt in dramatischen Ereignissen; im Elend des Zweiten Weltkrieges, der dem bürgerlichen Humanismus mit seinen Leitsternen „Goethe und Schiller“ Hohn sprach. Die Erfahrungen von Bombennächten und Kriegsgefangenschaft beförderten keinen Nihilismus: „Der mörderische Krieg war für mich keine Widerlegung Gottes, sondern eine Widerlegung der Menschlichkeit des Menschen.“ Die christliche Antwort führte Moltmann zu dem leidenden Christus genauso wie zu Ostern. Eine Hoffnungsspur, die sich alltäglich bewähren müsse – und das nicht nur in Gedanken. Der Theologe spricht mit Hannah Arendt von der „Natalität“, von den beständigen Anfängen in unserem Leben, von Abenteuern der Freiheit und der Liebe. Diese Anfänge finden eine österliche Vollendung: „Die neue Erde wird neu in einem ungeahnten Ausmaß sein. Aber alle Lebewesen sind auf Hoffnung hin geschaffen und keines geht verloren.“ Solche starken, hoffnungsgesättigten Sätze sind in dem Gesprächsband an vielen Stellen zu finden. Der Leser nimmt sie dankbar entgegen, denn sie sind in Lebensgeschichten eingebunden, die gerade in ihrer Buntheit davon zeugen, dass es sich lohnt, das „Gottesgerücht“ (Paul Zulehner) wachzuhalten.

Christian Heidrich

— KUNST / LITERATUR



Thea Caillieux

Eva und Adam – Adam und Eva

Das erste Paar in der Kunst

Mit einem Vorwort von Thomas Knubben
und einem Nachwort von Katinka Schweizer

Springe: zu Klampen Verlag, 2022

223 Seiten m. farb. Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-98737-351-0

Schon der Titel von Thea Caillieux's Werk spricht Bände: Eva, die ewig Zweitgenannte, rückt vor Adam an die erste Stelle; Eva und Adam, links in roten Lettern gesetzt. Die klassische Reihung, Adam und Eva, in blauen Buchstaben rechts gefasst, verblasst daneben. Bilder bilden Bewusstsein. Wie Adam und Eva in der Kunst über nahezu eineinhalb Jahrtausende dargestellt wurden, bestimmte auch das gesellschaftliche Verhältnis von Mann und Frau.

Thea Caillieux's These: Der zweite Schöpfungstext mit der Erzählung vom Sündenfall stelle in der künstlerischen Darstellung den ersten bei Weitem in den Schatten. In einer kunstgeschichtlichen Zeitreise bringt die Autorin im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen, wie Eva als Sinnbild der Frau schlechthin immer stärker als jene Figur herausgearbeitet wird, der die eigentliche Schuld für den Sündenfall, und damit für jede menschliche Misere, zuallererst zuzuschreiben ist. Aus dem gemeinsamen Fall des ersten Menschenpaares, von beiden gleichermaßen zu verantworten, wird Eva zum Einfallstor der Sünde, weil ihr Rationalität und innere Stabilität abgehe, sie vielmehr Spielball ihres wankelmütigen Gefühlshaushaltes sei. In einer nächsten Etappe wird sie selbst zur Verführerin und beerbt die Schlange in dieser Rolle. Von der dienstbaren Gefährtin des Mannes im Barock mutiert sie zur männerfressenden Femme fatale, bis Künstler des 20. und 21. Jahrhunderts diese frauenfeindliche Entwicklung mit ihrer Kunst bewusst machen, sie dekonstruierend offenlegen und, eher in Anlehnung an den ersten Schöpfungstext, einen ästhetischen Gegenentwurf vorlegen eines gleichberechtigten Miteinanders, abseits von Schuldfragen und Sündenunterstellungen.



Die kunsthistorischen Betrachtungen werden mit theologischen und philosophischen Informationen unterfüttert und durch literarische Einschübe vertieft, in den Thea Caillieux's kunsthistorische, sprachwissenschaftliche und pädagogische Professionen ein Gesamtbild weben nach dem Motto: Das biblische Paar wurde immer wieder so interpretiert, dass die Überlegenheit des Mannes gegenüber der Frau in Bild, Wort, Schrift, theologischer Lehre und wissenschaftlichen Erkenntnissen stets neu zementiert worden ist, als selbstverständliche, allgemeingültige Erkenntnis in das Wesen der Frau als Gefahrenquelle für Mannsein, Gesellschaft und Glaube.

Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)

Das vermisste Antlitz

Suchbewegungen zwischen Poetik und Religion

Poetikdozentur Literatur und Religion 6

Freiburg: Herder Verlag. 2022

153 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-451-39375-4

Nicht nur kirchliche Auftragsarbeiten folgen diesem Erzählpfad, auch Werke, die sich aus dem religiösen Kontext gänzlich gelöst haben, beschreiten ihn. Der Horror vor einem Atomkrieg, apokalyptische Szenarien aus kollabierendem Klima, terroristische Bedrohung, das aus der MeToo-Debatte erwachsene Bewusstsein für Geschlechtergerechtigkeit, das sind u. a. jene Hintergründe, die Künstler gegenwärtig immer wieder die biblische Erzählung von Adam und Eva aufgreifen lassen, um die Konsequenzen aus Schuldzusammenhängen ins Bild zu bringen.

Die Lektüre von Thea Caillieux's Buch regt Theologen an, den reichen Fundus exegetischer Erkenntnisse zum ersten und zweiten Schöpfungstext in eine bildmächtige Verkündigung umzumünzen, die aufdeckt, was Sünde, Paradiesverlust, Paradiessehnsucht, Erbsünde und Erlösung durch Jesus Christus für das Heute heißen könnte. So mag sich auch die Theologenzunft, nach dem Beuys'schen Diktum, jeder Mensch sei ein Künstler, zur Wort-Kunst ermutigt fühlen, welche Bilder wachruft, die Bewusstsein schaffen für das Verständnis von Menschsein in unseren Tagen. Wenn schon Künstler das biblische Thema immer wieder aufgreifen, um Gegenwärtiges zu erhellen, muss ihm etwas zeitlos Gültiges anhaften, das Theologen nötigt, sich ernsthaft mit ihm auseinanderzusetzen und es nicht, mit spitzen Fingern angefasst, abseits liegen zu lassen, nur weil ihm eine zwiespältige Rezeptionsgeschichte anhaftet.

Stefan Scholz

Wenn ein Veranstalter heute Schriftsteller zu Vorlesungen über Literatur und Religion einlädt, erntet er ein Meinungsspektrum, das sich kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt. Die beiden Herausgeber der vorliegenden Sammlung von Vorträgen, die 2019 und 2020 an der Universität Wien gehalten wurden, entnehmen ihren Titel dem gleichnamigen Beitrag von Uwe Kolb. Dieser 1957 in Ost-Berlin geborene Lyriker stellt seine Fragen an das zeitgenössische deutschsprachige Gedicht unter den Titel „Das vermisste Antlitz“ und beklagt darin die „artifizielle Sprachakrobatik“ vieler heutiger Gedichte, vermisst die Ansprache an ein persönliches Gegenüber und die Thematisierung grundlegender anthropologischer Fragen. Dabei weist er beiläufig auf eigene Erfahrungen der Marginalisierung hin, als er eine Sammlung mit religiös grundierten Psalmen-Gedichten veröffentlicht hatte.

Die kärntner-slowenische Schriftstellerin Maja Haderlapp geht ihrer Rolle als Autorin nach, die sich hinter den Texten oft nur schwer greifen lässt. Bei ihr, die in zwei Kulturen aufgewachsen ist, spielen Motive wie Heimat, Zugehörigkeit und Entfremdung, Erinnerung und Vergessen, Weggehen und Zurückkommen eine zentrale Rolle. Sie verbinden sich mit der Suche nach der „richtigen“ Sprache für eine Autorin, die der slowenischen Minderheit in Kärnten angehört und die politischen und kulturellen Konflikte zwischen dem Deutschen und Slowenischen durchlitten hat.



Barbara Honigmann, geb. 1949 in Ost-Berlin, gehört zur zweiten Generation der deutsch-jüdischen Literatur nach der Shoa. Ihre Eltern hatten im Exil überlebt und kehrten nach Deutschland zurück, und zwar bewusst in die DDR, weil ihnen dieser Staat als das bessere „antifaschistische“ Deutschland erschien. Ihren Essay widmet sie den Schriftstellern Franz Kafka und Marcel Proust, die beide ebenfalls jüdischer Herkunft, ungefähr zur gleichen Zeit, unter ähnlichen Lebensbedingungen ein Lebenswerk von Weltrang schufen. Was es heißt, Schriftsteller und Jude im Spannungsfeld von Identität und Assimilation zu sein, untersucht sie in ihrer Abhandlung über diese beiden Außenseiter des etablierten Literaturbetriebs und sieht darin auch ihre eigene Existenz als Schriftstellerin gespiegelt.

Patrick Roth, geb. 1953, lässt den Leser teilhaben am Entstehungsprozess seines Romans „Sunrise – Das Buch Joseph“. Seine Inspirationsquellen sind Träume und Archetypen, wie sie C. G. Jung in seiner Tiefenpsychologie herausgearbeitet hat.

Der katholische Schriftsteller Thomas Hürlimann hat im September 2021 im protestantischen Grossmünster in Zürich eine Predigt gehalten, in der er beschreibt, wie sich die konfessionellen Gegensätze in der Schweiz eingeebnet haben, wie aber auch die religiöse Substanz dabei verloren gegangen ist. Angesichts heutiger laizistischer Forderungen nach Entfernung religiöser Symbole aus dem öffentlichen Raum plädiert er für die öffentliche Sichtbarkeit des Kreuzes; das Schweizer Staatswappen ist universales archetypisches Zeichen und christliches Erlösungssymbol und stellt zugleich einen Bezugspunkt gemeinsamer Tradition dar.

Ein spezifischer Leserkreis für das Buch mit seinen heterogenen Beiträgen ist schwer zu bestimmen. Weder für Theologen noch für Religionspädagogen enthält es neue Einsichten. Lesenswert ist es für allgemein literarisch und religiös interessierte Leser, für die es sich wegen seiner sorgfältigen Aufmachung auch als Geschenk anbietet.

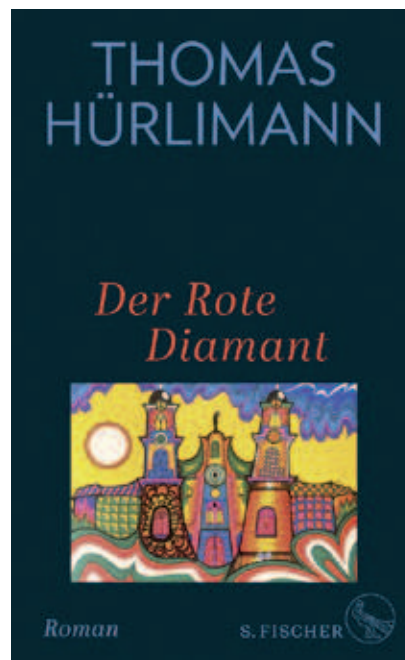
Rüdiger Kaldewey

Thomas Hürlimann
Der Rote Diamant
Roman

Frankfurt: S. Fischer Verlag, 2022
317 Seiten
24,00 €
ISBN 978-3-10-397071-5

In seinem Roman „Der Rote Diamant“ gelingt dem Autor Thomas Hürlimann ein großes Kunststück. Die fein geschliffenen Facetten fügen sich zu einem hochkarätigen Diamanten der Erzählkunst zusammen. Hürlimann lässt es nur so funkeln: Internatsgeschichte, Klosterhistorie, Kriminalkomödie, Pubertätsstudie und Schelmenroman bilden jeweils eine Fläche des Diamanten. Die Fassung, die den Diamanten einrahmt, ist der vorkonziliare Katholizismus sowohl in Doktrin als auch in religiöser Praxis. Hürlimann zeigt, wie mit dem Untergang des fiktiven Stiftsinternats „Maria Schnee“ und mit dem Tod der uralten österreichischen Kaiserin Zita auch die alte Kirche in den Abwärtsstrudel hineingezogen wird. Das ist die Parabel. Die Fassung verlieren, aber mit Heiterkeit und Melancholie – eine typische Besonderheit der Erzählkunst Hürlimanns, die alle seine Werke auszeichnet.

Der Roman ist unter anderem von Hürlimanns Biografie inspiriert. Er hat seine Schulzeit im Gymnasium und Internat von Kloster Einsiedeln in der Schweiz verbracht. Strenge Disziplin, Isolation von Familie und Umwelt, knappe Verpflegung, kaum geheizte Schlafsäle, einheitliche Schuluniform (Kutte und Sandalen), Sexualphobie sowie unzureichende medizinische Versorgung kennzeichnen eine kalte Internatswelt, in der Individualität offenbar wenig geschätzt wurde. Der immer wiederkehrende Zyklus des Kirchenjahres vermittelte Hürlimann ein Gefühl vom Stillstand der Zeit. Er ahnte, was das Wort „Ewigkeit“ bedeuten könnte. Der Schulunterricht hingegen, den er im Nachhinein positiv schätzt, bescherte dem Autor eine gründliche, breit angelegte Bildung. Philosophie und Theologie waren neben den üblichen Schulfächern im Curriculum fest verankert. Das merkt man auch an den gelehrten Anspielungen und Wortspielereien, mit



denen die Handlung des Romans gespickt ist. Die unterrichtenden Patres waren wissenschaftliche Experten ihres Fachs. Mit Didaktik und Methodik war es nicht weit her, aber das wurde durch die Begeisterung für die Sache wettgemacht. Einige Lehrer wurden sogar verehrt. Und das Schultheater stand in Einsiedeln hoch im Kurs und hat Hürlimann dazu inspiriert, später selbst als Regieassistent zu arbeiten bzw. Theaterstücke zu schreiben. In anderen Texten Hürlimanns kann man das alles nachlesen. Auch, wie die Protestwelle der Achtundsechzigjahre die Abgeschiedenheit des Klosters erreichte und in der Schülerschaft heftige Widerstände gegen das enge Regime auslöste.

Im „Roten Diamanten“ werden diese Erfahrungen in Einsiedeln komisch zugespitzt und gelegentlich etwas zynisch karikiert. Die Hauptfigur Arthur Goldau wird nicht nur wegen ihres Spürsinns „Nase“ genannt. Die Mönche sind allesamt Witzfiguren, was die Namengebung schon mitteilt. Abt Meinradus, der Dämmerer, dämmt in der Tat fast bewusstlos vor sich hin und kann nur noch „Pace“ stammeln, Bruder Servilius macht seinem Namen alle Ehre. Nur der Präfekt Bruder Frieder ist genau das Gegenteil dessen, was sein Name besagt: Er tritt seinen Zöglingen tyrannisch, verschlagen und unduldsam gegenüber.

Zudem ist er Alkoholiker. Seine im Russlandfeldzug abgefrorenen Zehenstummel ragen bedrohlich aus den offenen Sandalen hervor. Er hat unter den Zöglingen ein Spitzelwesen etabliert, um jederzeit alles kontrollieren zu können. Im Stift herrscht die Maxime einer „schwarzen Pädagogik“, durch die die Schüler zu „Vasen“ erzogen werden sollen. „Vasemensch“ ist ein Leitmotiv des Romans. Außen unterschiedlich, innen hohl, so soll es sein. Die jungen Vasenmenschen sollen durch Unterwerfung und Anpassung zum Mittelmaß erzogen werden, indem sie im Geist des katholischen Traditionalismus der untergegangenen Habsburger Monarchie dressiert werden. Diese erscheint an jedem 1. April eines Jahres in Gestalt der exilierten Kaiserin Zita, die dem Schweizer Internat mit ihrer kuriosen Entourage einen Besuch abstattet, um einer Seelenmesse für ihren verstorbenen Mann Kaiser Karl beizuwohnen. Dieser Besuch hat aber noch einen weniger frommen Hintergrund: Sie will kontrollieren, ob sich der Rote Diamant noch im Kloster befindet, weil er eine ihrer letzten Vermögensanlagen ist.

In „Maria Schnee“ ist es in jeder Beziehung sommers wie winters kalt. Daran kann auch die Marienverehrung, die hier bis ins Absurde gesteigert erscheint, nichts ändern. Dieser Kälte können einige Internatsschüler nur dadurch etwas entgegensetzen, indem sie sich zu einer Gang zusammenschließen. Die intensive Suche nach dem kostbaren Edelstein, der sich nach sechstausendjährigen Irrungen und Wirkungen mutmaßlich im Kloster befinden soll, schweißt die sieben Insassen zusammen. Sie wollen ihn unter allen Umständen an sich bringen, koste es, was es wolle. Manchmal erinnert die Gang der Halbwüchsigen ein bisschen an die bekannten „Drei Fragezeichen“. Auf der Jagd nach dem Roten Diamanten werden andere Geschichten subtil eingeflochten. Da geht es um den Weg des Diamanten vom Busen Kleopatras bis zum Kloster Maria Schnee. Er kreuzt sich mehrfach mit anderen Erzählungen, z.B. in Bezug auf die dunkle Vergangenheit Bruder Frieders in der Nazizeit. Alle Figuren sind direkt oder indirekt miteinander verwoben. Der gleitende Übergang dieser einzelnen Passagen, welche die fortlaufende Handlung unterbrechen und verschachteln, sind ein

spannendes Lesevergnügen. Manchmal muss man überlegen, auf welcher Wirklichkeitsebene man sich gerade befindet. Verschachtelte Leseontologie sozusagen. Sie treibt das Lesen ständig an.

Diese geschlossene Welt wird schließlich nach dem Zweiten Vatikanum aufgebrochen: Das „Salve Regina“ erhält durch den Song von Bob Dylan „The Times They Are Changing“ nachhaltige Konkurrenz. „Maria Schnee“ wird später mangels Nachwuchses aufgegeben, die letzten Mönche landen im Pflegeheim. Das meint Hürlimann durchaus als symbolischen Abgesang auf die Kirche.

Einige Gangmitglieder verlieren sich auch später nie ganz aus den Augen. Sie suchen den Roten Diamanten bis an ihr Lebensende und werden darüber fast wahnsinnig. Im Schlusskapitel kommt es zu einem „Showdown“ wie im Drogenrausch.

Hürlimann ist bekennender Platoniker. Eine platonische Variation des berühmten Satzes von Gertrude Stein „A rose is a rose is a rose“ könnte man sich so vorstellen: Der Rote Diamant ist der Rote Diamant ist der Rote Diamant. Erstens ist es der reale kostbare Edelstein an sich, zweitens ist er ein Symbol für alle Legenden und Anekdoten, die um ihn herum gesponnen worden sind, und drittens verkörpert er die Idee des Untergangs. In einer Rezension in der FAZ (09.08.2022) bringt Jochen Hieber es auf den Punkt: „Was aber geht unter? Nicht weniger als das Katholische selbst. Kirche wie Kreuz, Klosterwesen wie Katechismus, Pilgerfrömmigkeit wie Reliquien Glaube.“ Die Pointe, dass der verborgene Rote Diamant am Ende spektakulär aufgefunden und in einer Art „säkularer Verborgenheit“ aufbewahrt wird, mag ein Zeichen sein, dass Hürlimann mit seiner Religion zwar gründlich abgerechnet hat, doch mit ihr noch lange nicht fertig ist. Der Humor des Romans wirkt wie ein Phantomschmerz.

Susanne Nordhofen

Katja Petrowskaja
Das Foto schaute mich an
Kolumnen

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2022
256 Seiten m. Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-518-22535-6

Bilder lösen etwas aus. Sie treffen den Betrachter, ziehen ihn in ihren Bann und lassen ihn nicht mehr los. Auch die 1970 in Kiew geborene ukrainisch-deutsche Schriftstellerin Katja Petrowskaja, die 2013 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis und 2022 mit dem Menschenrechtspreis der Gerhart und Renate Baum-Stiftung ausgezeichnet wurde, ist in diesen Sog geraten – immer wieder. Seit 2015 schreibt sie für die Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS) alle drei Wochen die Kolumne „Bild der Woche“. Sie betrachtet Unscheinbares, Rätselhaftes, aber auch Alltägliches, Fotos von bekannten Künstlerpersönlichkeiten oder private Aufnahmen aus dem Familienalbum, und hebt in ihren Texten ungeahnte Tiefenschichten ans Licht. Mal fokussiert sie sich auf ein einfaches Detail, aus dem sie dann eine ganze Welt und komplexe Zusammenhänge entfaltet, mal sind es die politischen Hintergründe, mit denen sie dem Bild eine Stimme oder eine Irritation gibt.

Ein Großteil dieser poetischen und sprachlich dichten Moment- und Nahaufnahmen ist im Frühjahr 2022 in der Reihe „Bibliothek Suhrkamp“ unter dem Titel „Das Foto schaute mich an“ erschienen. Nicht sie habe die Bilder gesucht, sagte Petrowskaja, deren Debütroman „Vielleicht Esther“ (2015) bereits mit privaten Fotografien gearbeitet hat, in einem Interview, sondern die Fotos hätten sie gefunden. Ihr neues Buch gibt Zeugnis davon und stellt 57 dieser außergewöhnlichen Fundstücke zusammen. Die zeitliche Klammer um die chronologisch angeordneten Text- und Bildbetrachtungen ist das Kriegsgeschehen in der Ukraine. Aber das Buch ist kein Buch über den Krieg, auch wenn es von ihm gerahmt wird: „Der erste Text entstand [2015], als der Osten der Ukraine von Russland angegriffen wurde.“ (247) Da habe sie angefangen, „aus Ohnmacht vor der Gewalt“ über Fotos zu schreiben, berichtet Petrowska-



ja. Das Nachwort verfasste sie nach dem russischen Überfall auf die Ukraine: „Es ist ein Angriff auf alles, was wir sinnvoll finden.“ (247) Die Aktualität der Bilder überrascht und beschämt zugleich: Was wollen wir nicht sehen und wovor verschließen wir (immer wieder) die Augen?

Petrowskaja kleidet ihre Fassungslosigkeit über die Geschehnisse in ihrer Heimat in Sprache, denn für sie ist das Betrachten von Fotos und das Sich-Anschauen und Betreffen-Lassen eine eindeutige Positionierung gegen jede Form von Gleichgültigkeit: „Krieg tötet, negiert Sinn, Normalität und Vielfalt, alles, was wir lieben. Krieg möchte unsere leisen Worte löschen. Ich möchte diese Miniaturen, diese kleinen Fragmente, dem Krieg entgegenstellen, auf der Suche nach Stimme.“ (248)

In den Fototexten, die wie ein „Tagebuch des Nachdenkens“ (249) immer wieder die globalen Menschheitsthemen Freiheit und Frieden umspielen, steckt eine enorme Kraft: Mal verdichten sie ein Empfinden oder eine Landschaft auf minimalem Raum, dann wieder bringen sie Biographie und Zeitgeschichte in großen Bögen zum Klingen. Immer aber bleibt in der Stimme (und Stimmung) der Autorin ein melancholisches Fragen, das sich auch auf den Leser überträgt – eine leise Ahnung von Glück und Liebe, wenn diese Momente nicht so flüchtig und so zerbrechlich wären. Petrowskaja bietet keine Bildanalysen, sie zeigt vielmehr, wie Sprache sich ermächtigt, Unsagbares zu beschreiben, und auf diese Weise dem Leben einen Fluchtpunkt, eine Fassung und Rahmung gibt.

Jeder Text steht für sich und erzählt mit überraschenden Wortspielen und Wendungen eine eigene Geschichte: ein rauchender Bergmann vom Donbass; eine Babuschka im Sessellift über den Bergen des Kaukasus; Sara und Rafael aus Włodawa; eine geflüchtete Syrerin, die in eine goldene Rettungsdecke gehüllt wie Botticellis Venus aus dem Meer steigt. Dazwischen „Neues von den Blumen“ aus Tschernobyl, ein Flugzeug in einer Schneelandschaft oder die Epiphanie einer Wolke im Berliner Volkspark Friedrichshain. Allen Texten gemeinsam ist ein nachdenklicher Tonfall, mit dem Petrowskaja die „Inflation der Bilder“ (249) zu bremsen versucht. Ihr Schreibstil ist tastend und assoziativ, von unheimlich poetischer Zartheit und großer Sensibilität. Dazu musste sie aber 2015 erst wieder die Kraft finden: „Ich konnte nicht weiterarbeiten wie zuvor und suchte nach einer neuen Form, nach einer Haltung, aus der heraus ich wieder würde schreiben können, auch über die Dinge, die ich liebe. Und es waren die Fotografien, die das Unausgesprochene ersetzen, die das Fragmentarische boten, Möglichkeiten der Stille und der Schönheit schufen.“ (247)

Petrowskaja legt Fährten, fragt und rätselt und führt ihre Gedanken stets zu bemerkenswerten Schlusspointen, die immer etwas schwermütig gestimmt sind. Gelöste Heiterkeit oder Sprachwitz findet man bei ihr eher selten. Sie nimmt alles ernst und schwer und bewegt sich gleichzeitig leichtfüßig durch die Welt der Kunst und Literatur. Ihre Texte verraten mehr, als die Fotos zeigen. Und doch sind es die Fotos, die etwas auslösen und die Betrachterin – und durch sie den Leser – in den Bann und zu sich herüberziehen. So auch das Bild des Bergmanns vom Donbass in der Eingangskolumne des Buches, dessen bestechende Augen eine gewisse Ferne überbrücken: „Das Foto schaute mich an. Die Nähe fesselte mich, erschreckt mich sogar. Ich wusste nicht einmal, wo Krasnoarmijsk sich befindet, doch dieser Mann stand vor mir, viel zu nah, und blies mir seinen Rauch ins Gesicht. [...] Der Bergmann ist schwarz, und seine Augen sind weiß, aber er ist nicht blind, ich bin es, mit meinem Unwissen, mit meiner Ignoranz, gegenüber dieser Region, gegenüber diesen Menschen. Die Erkenntnis war schwarzweiß, aber das Foto war farbig, daraus blickte mir meine eigene Blindheit, meine eigene Ohnmacht entgegen.“ (7f.)

„Das Foto schaute mich an“ ist ein faszinierendes und sehr schön aufgemachtes Buch, das fesselt und inspiriert, einen immer wieder beschäftigt und lange nicht loslässt. Man bekommt einfach nicht genug davon, die Dinge durch Petrowskajas Augen zu sehen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Tobias Frese

Bilder der Christophanie
Ambiguität, Liminalität und Konversion

Paderborn: Brill Fink 2022

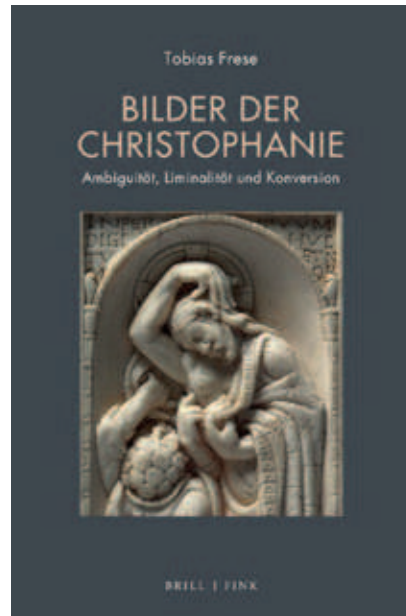
XXII +248 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

59,00 €

ISBN: 978-3-7705-6626-6

Ambiguität gilt als ein Signum moderner Kunst – und die Behauptung, dass sie in spätantiken und frühmittelalterlichen Bildwerken keine Rolle gespielt hat, ist naheliegend. Überzeugende Gegenargumente liefert Tobias Frese in seiner überarbeiteten Habilitationsschrift. Darin analysiert er fünf zwischen 400 und 1.000 n.Chr. entstandene, besonders qualitätsvolle Bildwerke – drei Elfenbeinreliefs und zwei Buchmalereien – und arbeitet deren bewusst inszenierte Mehrdeutigkeit heraus. „Ambiguität“ definiert er als „antagonistisch-gleichzeitige Zweiwertigkeit“ (XVII).

Thematisch beschränkt sich der Kunsthistoriker – wie bereits der Titel anzeigt – auf „Bilder der Christophanie“; unter „Christophanie“ versteht er die Erscheinung des auferstandenen Jesus Christus; sie sei, so der Verfasser, eine „genuin körperliche Erfahrung“ (XIX). Die unvermutete Begegnung mit dem Auferstandenen verwirrt seine Anhänger, initiiert aber eine Vertiefung ihres Glaubens. Deshalb sind in den untersuchten Bildwerken die Themen „Christophanie“ und Umkehr und Bekehrung, also „Konversion“, aufs engste verknüpft. Auf diese beiden Leitbegriffe werde ich mich konzentrieren.



Das um 400 geschnitzte sog. Trivulzio-Elfenbein zeigt vor dem geöffneten Tor eines Mausoleums auf der rechten Seite zwei Frauen, ihnen gegenüber auf der linken Seite eine große sitzende männliche Gestalt mit Nimbus; seine Rechte hat er zur Rede erhoben, in der Linken hält er eine Schriftrolle (Mt 28,1-10). Wer ist diese Person? In ihr werden die Akteure zweier Szenen überblendet: zum einen der die beiden Marien belehrende Engel (V 2-7), zum anderen der ihnen auf dem Rückweg begegnende auferweckte Jesus (V 9 f). Die Ambiguität der Darstellung besteht also darin, in dem sitzenden Mann wie bei einer Kippfigur eine Engel- und eine Christuser-scheinung zu erkennen. Das Thema der Konversion wird an den Körperhaltungen der Marien sichtbar: Die nach vorn gebeugte Maria mit offenen Armen steht für die Irritation, die auf die Kniee gefallene für die neu gewonnene Glaubenseinsicht (Konversion).

Einer der vier Elfenbeintafeln des um 420/30 gefertigten Londoner Passionskästchens präsentiert eine ganz ungewöhnliche Szenerie. Das Simultanbild kombiniert drei Episoden mit je zwei Personen: den seine Hände in Unschuld waschenden Pilatus mit einem Helfer, den davonschreitenden Jesus mit dem als Siegeszeichen geschulterten Kreuz und einen römischen Polizisten sowie Petrus mit Magd und Hahn. Nun finden die Verleugnung Petri und die Kreuztragung Jesu zu unterschiedlichen Zeiten statt. Warum aber ist die in der frühchristlichen Kunst seltene Darstellung der Kreuztragung Jesu – „einzigartig in der christlichen Kunst“ – mit der Verleugnung des Petrus zu einer kompositorischen Einheit „verschmolzen“ (61)? Der Blick auf andere Reliefs des Passionskästchens machen es plausibel, im kreuztragenden Jesus bereits den auferstandenen Christus zu sehen. Die Christophanie führt zur Konversion: Bloßgestellt durch die Begegnung mit Christus wandelt sich Petrus vom hochmütigen Verleugner zum reuigen Bekenner (Konversion). Erst der Perspektivenwechsel, also Ambiguität, sieht in der unmöglichen Begegnung von verleugnendem Petrus und kreuztragendem Jesus keinen ikonografischen Fehler, sondern erkennt darin eine bewusste Inszenierung in katechetischer Absicht.

Eine Miniatur aus der berühmten, im 6. Jahrhundert entstandenen Wiener Genesis zeigt den Jakobs-Kampf (Gen 32,23-33). Bei der spektakulären Ringkampf- und Segnungsszene handelt es sich um ein Kippbild, das über einen „gemeinsamen Fußpunkt“ (112) zwei Männer verklammert: einen mit Jakob kämpfenden und einen Jakob segnenden Mann. Wieder geht es um Ambiguität, nämlich um zwei konträre Perspektiven auf den einen Gottesmann. Ihn haben griechische Kirchenväter als eine Präfiguration Christi gedeutet. Demnach erlebt Jakob eine Christophanie, die seine Konversion anstößt: Die existentielle Krise, die er während des nächtlichen Kampfs durchleidet, verwandelt ihn: Am Morgen wird Jakob gesegnet und zu Israel.

In dem um 800 datierten Book of Kells findet sich eine uneindeutige Buchmalerei: Unter einem Portal umgreifen zwei Männer von links und rechts die Arme Jesu. Mit Bezug auf Mt 26,50b wurde die Szene als Gefangennahme Jesu gedeutet, obwohl der ikonografisch zentrale Judaskuss fehlt. Diese Interpretation ergänzt Frese um zusätzliche Perspektiven. Eine weitere ergibt sich aus dem Kontext, denn neben dem Bild steht der Text der Einsetzungsworte (Mt 26,25-29): Die zum Gebet erhobenen Arme Jesu veranschaulichen „die liturgische Bedeutung des Einsetzungsberichts“ (157). Der ein Schrägkreuz bildende Jesus zeigt mit den Händen auf die beiden Kreuze am Tor – und verweist damit auf seine Passion. Aus typologischer Sicht evozieren die beiden Löwenköpfe im Scheitel des Tympanons den betenden Daniel zwischen zwei Löwen; diese Szene wurde als Präfiguration der Auferstehung Jesu gedeutet. Einen Hinweis auf die Himmelfahrt identifiziert Frese in dem in der Portalinschrift erwähnten Ölberg: Der Ölberg ist nicht nur Ort des Verrats, sondern auch der Himmelfahrt. Die Buchmalerei, so der Verfasser, lädt zu „assoziativem Sehen ein“ (166): Jesus ist nicht nur der Gefangengenommene, sondern darüber hinaus der Orant, der Gekreuzigte, der Auferstandene und der in den Himmel Auffahrende. Zum einen ist das Tor Ort der Christophanie, zum anderen ein starkes Symbol des Übergangs: Die Jünger, die Jesus im Stich lassen, wandeln sich zu seinen begeisterten Zeugen (Konversion).

Das Berliner Moses-Thomas-Diptychon, eine Elfenbeinschnitzerei vom Ende des 10. Jahrhunderts, bringt Moses und Thomas sowie Moses und Jesus in typologische Beziehungen. Die beiden hochrechteckigen Tafeln mit floral verziertem Rahmen und den drei langgestreckten Personen sind ähnlich gestaltet. Auf der linken Tafel nimmt Moses aus der Hand Gottes die beiden Gesetzestafeln entgegen; auf der vorderen steht „M/YO/SES“, auf der hinteren „FA“. Sie zeigt ihn im Halbprofil mit beiden Füßen auf einem Miniaturberg. Flankiert wird das Geschehen von zwei gedrehten Säulen, auf denen ein dreieckiger Giebel aufruhet. Auf der rechten Thomas-Tafel steht Jesus erhöht auf einem gebäudeartigen Podest. Mit der Linken hat er sein Gewand geöffnet, so dass die Seitenwunde sichtbar ist; seine rechte Hand hat er um den Kopf gelegt und streift mit den Fingern die langen Haare nach hinten, so dass das Ohr sichtbar wird. Thomas in Rückenansicht streckt sich nach oben, hat mit der linken Hand das Gewand Jesu weggezogen und den Zeigefinger der anderen Hand in die Seitenwunde gesteckt. Oben umschließt ein Halbbogen das Geschehen; im linken Zwickel stehen die Worte „INFER /DIGI/TV/M“ (Lege deinen Finger), im rechten „TVVM /HVC /ET N/OLI“ (hierhin und sei nicht), beides Zitate aus Joh 20,27.

Die beiden Buchstaben „FA“ lassen sich mit Bezug auf den Hebräerbrief Kap. 3,1-6 entschlüsseln: Dort wird Moses als der treue „famulus“ (Diener) Gottes und – ihn überbietend – Jesus als der treue „filius“ Gottes bezeichnet. Zwischen Moses und Jesus besteht folglich kein Gegensatzverhältnis wie etwa Gesetz versus Gnade, sondern ein typologisches „Erfüllungsverhältnis“ (201). – Der Aufforderung Jesu an Thomas, seine Seite zu berühren, folgt die Zurechtweisung „... sei nicht ungläubig gläubig ...“ (aus dem zitierten Vers Joh 20,27) sowie die Preisung der Nichtsehenden: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (V 29). Anders als auf sonstigen Bildern des ungläubigen Thomas streckt Jesus seine Hand nicht aus, sondern macht sein Ohr frei – ein „sprechendes“ Bild für den untrennbaren Zusammenhang von Hören und Glauben. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich eine Aufwertung von Moses, des Famulus Gottes, gegenüber Thomas, dem Jünger Jesu: Moses konnte Gott nur hören, nicht sehen. Thomas' Begegnung mit dem Auferstandenen (Christophanie) setzt einen Prozess hin zu seinem Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott“ (V 28) in Gang (Konversion).

Diese interessanten Ausführungen reizen den Rezensenten, noch eine weitere, dezidiert theologische Interpretation vorzuschlagen. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass nicht nur das Haupt des auferstandenen Jesus Christus, sondern auch die Hand Gottes von einem Kreuznimbus umgeben ist. Auf beiden Tafeln ist offensichtlich der eine Gott auf unterschiedliche Weise gegenwärtig: Auf der Moses-Tafel teilt sich der unsichtbare Gott im Medium Schrift, repräsentiert durch die Gesetzestafeln, mit; und das Gebäude, das den Berg Sinai als Ort der Offenbarung umschließt, verweist auf den Jerusalemer Tempel. Die Thomas-Tafel hingegen zeigt den unsichtbaren Gott, der sich selbst im Medium Mensch, in Jesus von Nazareth, offenbart hat; er ist das Bild des unsichtbaren Gottes (Kol 1,15). Das kleine Gebäude, auf dem der Auferstandene steht, könnte auf den Tempel, in dem er gelehrt hat, anspielen, und der runde Bogen, unter dem er und Thomas stehen, auf die Kirche verweisen. Entscheidend jedoch ist: Visualisiert wird die Selbstoffenbarung Gottes im Medium Mensch – und ein starkes Bild für die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes (Joh 1,14), ist der in die Wunde des auferstandenen Jesus gelegte Finger.

An diesen Gedanken möchte ich eine kritische Anmerkung anschließen: Tobias Frese liest die Evangelien als „Berichte“, wundert sich, dass der Auferstehungsvorgang nicht beschrieben wird, und versteht die Erzählungen über Erscheinungen als empirische Geschehnisse. Die Auferweckung als Tat Gottes ist aber kein Ereignis in Raum und Zeit und der Leib des auferstandenen Jesus kein reanimierter Leichnam; Paulus spricht andeutungsweise von einem „geistlichen Leib“ (1 Kor 15,44). Die monierten Formulierungen verwundern angesichts der theologischen Kenntnisse des Verfassers über die Kirchenväter. Ausgezeichnet freilich sind seine subtilen Beschreibungen und die hochinteressanten, bisweilen etwas gewagten Interpretationen. Das Buch ist ausgezeichnet bebildert, so dass sich die ikonografischen Argumentationen gut nachvollziehen lassen. Und vor allem: Der Verfasser hat exemplarisch gezeigt, dass christliche Kunstwerke schon vor 1.000 nicht auf eine einzige Auslegung festgelegt waren, sondern ihnen – wie modernen offenen Kunstwerken – Ambiguität eigen ist.

Thomas Menges

Janine Luge-Winter

**Die Ikone und das Undarstellbare
Ikonentheorie im bildtheoretischen Kontext**

Bielefeld: transcript Verlag, 2022

227 Seiten

45,00 €

ISBN 978-3-8376-6087-6

Das Frankfurter Ikonenmuseum hatte anno 2008 hohen Besuch. Bisher unbekannte Ikonen mit arabischer Schrift waren in abgelegenen syrischen Klöstern entdeckt worden und wurden erstmals im Westen gezeigt. Aus diesem Anlass war Seine Seligkeit, der Patriarch von Damaskus, gekommen, um die Ausstellung zu eröffnen. In perfektem Deutsch erklärte er dem Frankfurter Publikum, dass man es bei den Ikonen nicht mit Museumsobjekten und Kunstwerken zu tun habe, sondern mit Bildern des Heiligen, die dafür gemacht seien, beweihräuchert, verehrt und geküsst zu werden. „Bitte nicht!“, meldete sich da die spitze Stimme der Kuratorin.

Weil sie etwas zeigen wollen, was sich eigentlich der Sichtbarkeit entzieht, waren sie, seit es sie gibt, immer auch Gegenstand theoretischer Reflexion. Parallel zu den großen christologischen Debatten, besonders im siebten und achten Jahrhundert, der Zeit des großen Bilderstreits im Oströmischen Reich, hatte es heftige Auseinandersetzungen gegeben. Die Synode von Hieria 754 hatte sie ganz verboten, wenige Jahre später anno 794 empfahl sie das VII. Ökumenische Konzil von Nikaia den Gläubigen zur quasi-sakramentalen Verehrung.



Janine Luge-Winter hat nun mit ihrem Buch „Die Ikone und das Undarstellbare“ einen umfassenden und gründlichen Durchgang durch die klassischen und modernen Ikonentheorien vorgelegt und in den Kontext allgemeiner Bildtheorie eingebettet. An der Wurzel aller Reflexionen über Bilder im biblischen Monotheismus steht das Gottesbilderverbot des Dekalogs. JHWH ist einzig. Von ihm kann es kein Bild geben. Wo es Götterbilder gab, waren sie „von Menschenhand gemacht“ und daher nichtig. Nun war das Wort Fleisch (caro) geworden (Joh 1,14) und das Verheißungspotenzial des Gottesnamens, das sich daraus ergibt, niemals und nirgendwo nicht da zu sein, war in dieser „Inkarnation“ für die Christen eingelöst. Schon im NT regierte ein Paradox: Christus war das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Wie ein roter Faden durchzieht es die Geschichte der Ikonen.

An der Frage, ob sich in einem artifiziellen Bild die in Christus zusammengeführte göttliche und menschliche Natur Jesu überhaupt darstellen ließe, entzündeten sich die Kontroversen. Den Menschen Jesus hatten seine Zeitgenossen sehen können, JHWH aber war nichts für die Augen. Johannes von Damaskus (ca. 650) gilt als der wohl wichtigste Apologet der Ikonen. Aus der Sichtbarkeit des Inkarnationsgeschehens gewannen er und andere (z.B. Basilius und Studites) die Lizenz für einen dritten Weg zwischen Sichtbarkeit und einer bewussten Vorenthaltung des Heiligen. Er wurde zu einem Geburtshelfer des Ikonenparadigmas, das sich vor allem im Zweiten Konzil von Nikaia 787 durchsetzen sollte. Luge-Winter zeigt, dass die paradoxe Frage nach der Sichtbarkeit des Unsichtbaren eng mit den vom (Neo)-Platonismus geprägten christologischen Debatten verbunden war, die im Konzil von Chalkedon (451) einen Höhepunkt und vorläufigen Abschluss fanden. In einem gründlichen Durchgang verbindet sie die klassischen Quellen mit den wichtigsten Vertretern der modernen Ikonentheorien wie z.B. Pavel Florenskij und Jean-Luc Marion. Dabei vergisst sie nicht, die Ikonen in die performative Praxis der frommen Betrachter einzubetten, die mit ihrer Proskynesis die heiligen Bilder verehren, aber nicht anbeten. Die platonische Lehre von der Teilhabe (Me-thexis) wahrt die Differenz zwischen dem Bild und dem, was es darstellt.

Das verbindet sie mit den Rezeptionstheorien der modernen Bildwissenschaft. „Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst“ (1990) von Hans Belting (1935-2023) gilt inzwischen als Klassiker. Mit Recht kritisiert die Autorin seine Behauptung, dass sich die Bilder gegen den Widerstand der Theologen durchgesetzt hätten. Dafür kann sie reichlich theologisches Quellenmaterial anführen, in dem die Kultbilder gerechtfertigt werden. Sie kann zeigen, dass die Ikonen und ihre quasi-sakramentale Verehrung eine genaue Entsprechung in den christologischen Aussagen des Konzils von Chalkedon (451) haben. Indem sie den Handlungsraum der Ikone und die aktive, performative Rolle, die der Betrachter in ihm einnimmt, herausarbeitet, kann sie zeigen, dass die strenge Unterscheidung zwischen Kultbildern und Kunst jedenfalls für die Gegenwart nicht sehr sinnvoll ist.

Janine Luge-Winter liefert eine gründliche und sehr informative Verschränkung von Philosophie, Theologie und Bildwissenschaft.

Eckhard Nordhofen

Thomas Weckerle (Hg.)

Michael Morgner
Werkverzeichnis Bilder und Plastiken

Berlin: Hatje Cantz Verlag, 2022

408 Seiten m. farb. Abb.

98,00 €

ISBN 978-3-7757-4839-1

Bereits im ersten Jahr an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig weiß ein junger, 1942 in Chemnitz geborener Student ganz genau, was er nicht will: keinen sozialistischen Realismus – „es darf nicht“, sagt er 2020 rückblickend, „aussehen wie DDR-Kunst“. Nach dem Studium (1961-1966) kehrt er zurück ins nahe gelegenen Einsiedel, wo er bis heute als freischaffender Künstler lebt und arbeitet.

Der junge Student heißt Michael Morgner und ist als Zeichner, Druckgrafiker, Maler und Stahlplastiker, aber auch als Aktionskünstler hervorgetreten. Nach Jahren des Suchens hat er zu einem eigenständigen und unverwechselbaren Stil gefunden. Er wurde mit etlichen Preisen – wie 2012 dem „Gerhard-Altenbourg-Preis“, dem Kulturpreis des Landes Thüringen, und 2018 dem „Kunstpries zu Ehren von Karl Schmidt-Rottluff Chemnitz“ – ausgezeichnet. Nachdem im Jahr 2000 unter dem Titel „Figur + Metapher“ ein Werkverzeichnis seiner Druckgrafik erschienen ist, folgte zu seinem 80. Geburtstag 2022 ein Werkverzeichnis seiner Leinwandbilder und Skulpturen; ein Werkverzeichnis der Zeichnungen ist geplant.

Das voluminöse und großformatige „Werkverzeichnis Bilder und Plastiken“ mit ausklappbaren Seiten mehrteiliger Tafeln besteht aus einer knappen Einführung des Herausgebers Thomas Weckerle in das Werk des Künstlers (6f), sieben knappen, aufschlussreichen Aufsätzen (10-54), den erfassten Bildern (71-332) und Plastiken (333-398) sowie einem Anhang mit Biografie und Ausstellungen (398-407). Die Zusammenstellung so vieler Werke mit Titel, Entstehungszeit, Technik, Größe und Besitzverhältnissen nötigen dem Rezensenten großen Respekt ab.



Das vorliegende Werkverzeichnis umfasst Bilder aus 60 Jahren: die frühesten aus dem Jahr 1961, die letzten von 2021. Dabei ist festzuhalten, dass die Zeichnung und der Tiefdruck die Grundlage für Morgners Malerei bilden. Wie die sich entwickelt hat, kann der Betrachter beim Durchblättern nachvollziehen: Ab Mitte der 1970er Jahre werden die Gestalten abstrakter und ab Mitte der 1980er Jahre wird die Farbpalette auffällig reduziert (s. Brigitta Milde). Insbesondere entwickelt der Künstler ein eigenes Formenvokabular. Es besteht zum einen aus anthropomorphen Figuren wie dem (aufrecht) Schreitenden und der (geduckten) Angstfigur, dem Gekreuzigten oder dem Aufsteigenden; sie können von einem technoiden Kokon, der manchmal aufgesprengt ist, umschlossen sein. Diese Figuren greift Morgner auch in seinen flächigen, bis zu 8,50 Meter hohen Skulpturen auf, die im Außenraum ausgestellt durch den Rost die Patina der Vergänglichkeit hinzugewinnen (s. Jutta Penndorf). Diese menschenähnlichen Gestalten sind Metaphern oder „Sinnbilder existenziell menschlicher Situationen und Empfindungen“ (Thomas Weckerle). Die anthropomorphen Figuren werden zum anderen durch die geometrischen Figuren Dreieck, Kreuz, Pfeil (sowie Buchstaben wie A und Z oder KZ) ergänzt, die je nach Kontext „eine zweite Ebene bildlicher Argumentation“ (Ulrich Krempel) bilden.

Cornelia Nowak charakterisiert Morgners Bildern zu Recht als „Schöpfung mit Narben“, was mit den eingesetzten ästhetischen Mitteln zusammenhängt. Da ist zuallererst die zufällig entdeckte, ab 1977 praktizierte Lavage: Mit Tusche beschriebenes Papier wird mit einem Wasserstrahl abgespritzt, wodurch zufällige graue Strukturen entstehen, die ähnlich einem Palimpsest zum Ausgangspunkt weiterer Gestaltung werden. Eine weitere Technik ist die Decollage: Das Bestreichen von dickem Büttenpapier mit braunem, benzinverdünntem Asphaltlack ermöglicht es, die oberen Schichten partiell zu „häuten“, um so die tieferen und helleren Schichten „freizulegen“; dieses Vorgehen zerstört die glatte Oberfläche und sichtbare „Narben“ bleiben zurück. Deshalb erfordern Morgners großformatige Werke einen doppelten Blick: den auf Abstand, um es als Ganzes erfassen zu können, und den aus der Nähe, um die reliefartige Oberfläche mit den vielen Figuren und Vertiefungen überhaupt erkennen zu können. Die Decollage ist ein „archäologisches“ Verfahren und kann als eine Metapher für individuelle wie gesellschaftliche Prozesse des heilsamen Erinnerns an Verdrängtes (s. Wolfgang Holler) verstanden werden.

Zwei Beiträge widmen sich Hauptwerken Morgners: Ulrich Kafka stellt die vier 4,80 x 3,00 Meter großen Bilder mit den Titeln Urknall, Kreuzigung, Höllensturz und Auferstehung vor, die seit 2014 im Dom zu Meißen hängen. Die im nördlichen Seitenschiff wie Bildteppiche aufgehängten zeitgenössischen Werke bilden geradezu eine Symbiose mit der gotischen Architektur. Noch umfangreicher ist der „Codex Morgner“, ein moderner Kreuzweg, der mit der „Schwarzen Kreuzigung“ beginnt: In vierzehn Stationen, die 3 x 5 bzw. 5 x 3 Meter messen, wird das seit dem Tod Christi durch menschliche Barbarei angehäuften Leid durchschritten – um doch versöhnlich auszuklingen. Diese riesigen Bilder sind in keinem Innenraum, sondern in großen Glasvitrinen in der Natur platziert, so dass Betrachter nicht von ihrer schieren Größe erschlagen werden. Der 2017 in Premnitz eröffnete Kreuzweg wird künftig auf La Gomera zu sehen sein.

Was bisher nur angedeutet wurde, muss zum Schluss ausdrücklich hervorgehoben werden: Ein – eher: das – Lebensthema Morgners ist die Fragilität menschlichen Daseins: unserer je individuellen Existenz, unserer moralischen Verfasstheit, unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung wie unserer Existenz als Gattung, die ja nicht länger selbstverständlich ist. Der Künstler wurde von schwerer Krankheit getroffen und hat den Verlust geliebter Menschen erlitten. „Der Tod“, sagt Morgner 2012, ist „der Grundton meiner Arbeit geworden“. So hat er dem Tod seiner ersten Frau in berührenden Zeichnungen und Grafiken einen künstlerischen Ausdruck gegeben. Michael Morgners Bilder haben so gar nichts Gefälliges und erschließen sich erst auf den zweiten Blick – und können eben deshalb tröstlich sein.

Thomas Menges

Gerhard Mevissen
IM WEITER ZUHAUS 2

Monschau: Selbstverlag 2022
192 Seiten m. farb. Abb.
39,00 Euro
ISBN 978-3-00-072351-3

Unter den bildenden Künstlern der Gegenwart ist der in Monschau/Nord-Eifel lebende Gerhard Mevissen nicht zufällig einer der stillen, denn er wendet sich der mystischen „Stille hinter der Stille“ bewusst zu. Sie ist Thema seiner kontemplativen Werke und Movens seines Schaffens, das er als ein „Loslassen von Herangereiftem“ zum rechten Zeitpunkt schildert und vom gezielten Produzieren unterscheidet.

Der 1956 in Heinsberg geborene Künstler und fünffache Vater fand erst nach Theologiestudium und sozialpädagogischen sowie kunsttherapeutischen Ausbildungen 1999 zur freischaffenden Kunst. Bereits zwei Jahre später erhielt er den Kunstpreis des Deutschen Blindenhilfswerks: Mevissen entwickelte spezielle Druckverfahren, die den Druckstock als ein ertastbares Relief jeweils zu einem Teil des gesamten Kunstwerkes werden ließen – so etwa innerhalb der Ausstellung „Bildraum Blindgänge“ im Wilhelm Lehmbruck Museum Duisburg, in der Stadtraum-Modelle, die zugleich als Matrizen dienten, optisch wie taktil erlebt werden konnten.

Der nun vorliegende umfangreiche Katalog „IM WEITER ZUHAUS 2“ macht mit 138 hochwertigen Farbproduktionen neben Objekten der damaligen Ausstellung auch die Werkzyklen „Goslarer Fundamente“, „Zeitheftungen“ und „Buchorte“ erfahrbar und schließt das Lebenswerk bis ins vergangene Jahr hinein auf. In der hervorragenden Bildqualität und -fülle – ergänzt durch fotografische Raumeinblicke in Ausstellungen – schlägt sich die Großzügigkeit von 37 Sponsoren nieder, die die Erstellung des von Mevissen selbst konzipierten Buches unterstützt haben. In der ikonographisch sinnvollen Anordnung der zumeist etwa Din A4 großen Wiedergaben, unterbrochen durch religiös konnotierte Reflexionen und interpretierende Texte von sechs Autorinnen und neun Autoren (in denen leider de-



zidiert kunsthistorische Einordnungen fehlen), wandert der Leser durch das „beredte Schweigen“ der Bilder Mevissens. Immer wieder leuchten bei erneuter Betrachtung andere Aspekte in den bewusst auf Vieldeutigkeit und Kipp-Momente angelegten Formen auf: So erscheint in „Fährte Mensch II.12.7 – Emmausweg“ (70), einem Aquarell in Rostrot, Ocker, Gold und Orange, die zentrale Gestalt je nach Betrachterperspektive von oben als geteilter Brotlaib oder von der Seite als Wirbelsäule mit ihren einzelnen Wirbeln und Andeutung einer zentralen menschlichen Figur eng zwischen zwei Begleitern, wie Thomas Menges konzise herausarbeitet (71). Emmaus-Mahl und Emmaus-Gang werden so in einem einzigen Bildzeichen verdichtet.

Vorgefundene Inspirationsobjekte wie mittelalterliche Handschriften oder Mauerreste, etwa Steine der Stiftskirche Sankt Georg in Goslar, empfindet der Künstler als indexikalische Zeichen, die ihre Bedeutung in sich selbst tragen, aber durch Zeichnung, Aquarell-Bearbeitung und spiegelbildlichen Abdruck enthüllen (25); das Bild wird für Mevissen – darauf weist Peter-Paul König hin – paradoxerweise deutlicher, indem es sich auflöst. In Zeichnungen der „Zeitheftungen“ erscheinen Lederknoten, die kostbare Handschriften über Jahrhunderte zusammenhielten, im Abdruck der Bleistift-Frottage als Miniaturen von Mönchsfiguren (vgl. Harald Horst, 105).

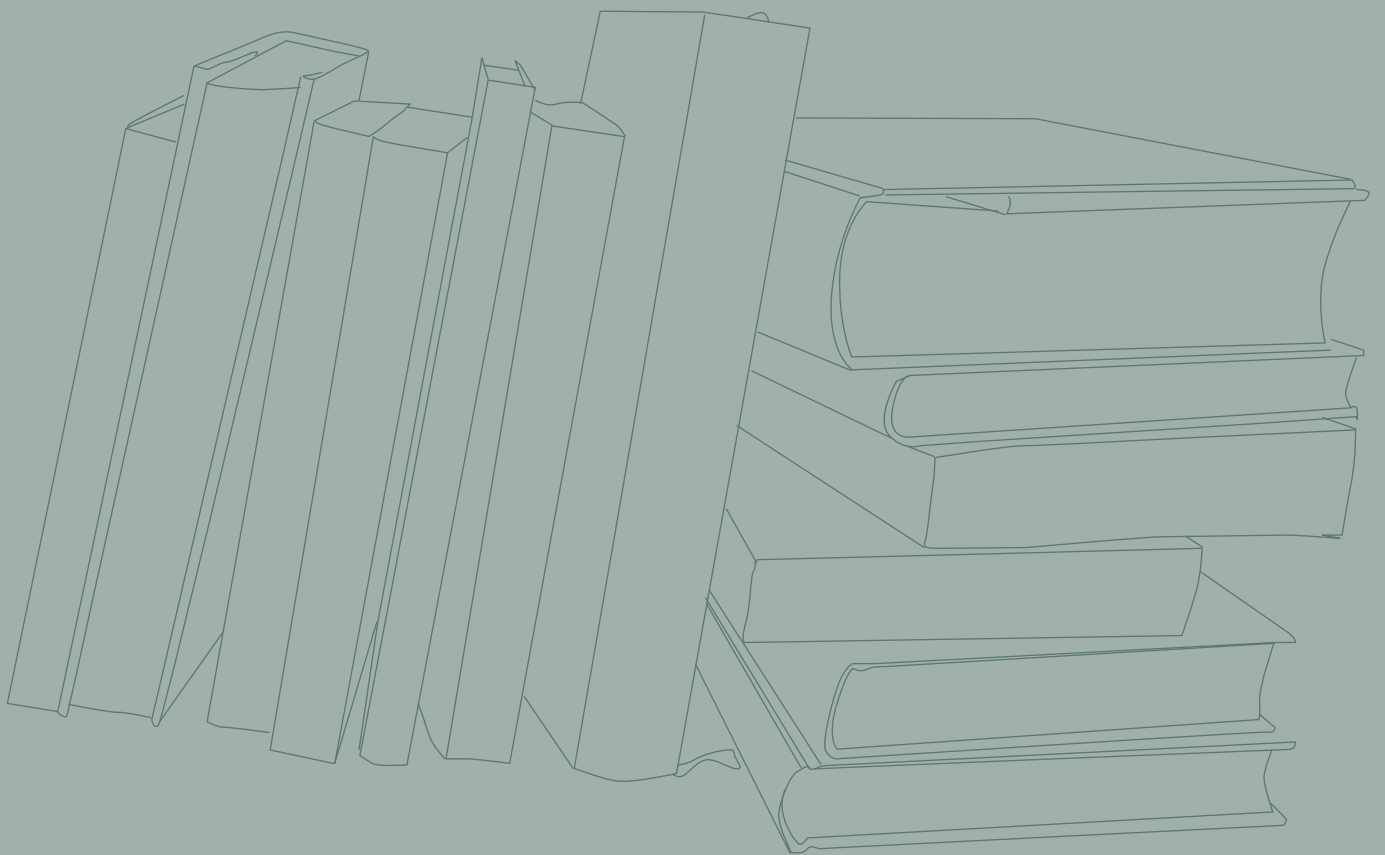
Auch hier verweist der Aspektwechsel der Motivdeutung auf eine innere Sinnbeziehung: Die Buchbindungen hielten das Wissen ebenso zusammen wie die klösterlichen Gelehrten, die es für unzählige Generationen tradierten. Gleichfalls kann die Frottage des oberen Buchschnitts der *Medulla Theologiae Moralis* von 1701 durch die starke Rundung ihres Buchrückens auf dem Blatt „*ecce homo/ecce liber*“ (167) als Fingerkuppe gesehen werden; Linien der Seiten ähneln hier den Papirlinien der menschlichen Hand: Die Bedeutung des Fingerabdrucks eines einzigartigen Menschen, seine Identifizierbarkeit, spiegelt sich in der Geschichte des Geistes und seines Tastens und Begreifens, Seite für Seite. Das gänzlich vertikal angelegte Motiv des Blattes „*Heilsleuchten zwischen Buchseiten*“ aus demselben Zyklus (172), sein zwischen den aufrecht strebenden Seiten hervorbrechendes Orange, unterstreicht die vitale und erlösende Kraft, die der Künstler der Schriftradierung zuspricht, wie auch das Bild des Licht sprühenden, steil nach oben geöffneten „*Buchbrunnens*“ (162). Die Bildsprache nur angedeuteter, oft fixierbildartiger Gegenständlichkeit intendiert einen lebendigen Wechsel von Aspekten, ein immer wieder neues Sehen: Das Vordergründige wird so stets überschritten und damit transzendentes Wirken gleichsam visualisiert. Die Erfahrung des Erkennens vermittelt die Gewissheit von Heimat im ständigen Weitersehen und -gehen.

Von hoher Intensität sind nicht zuletzt jene Werke aus dem „*Zweistromland zwischen freiem Schauen und spirituellem Erleben*“ (Mevissen, 175), die sich weiblich geprägter Mystik widmen, wie das „*Taufkleid/Kreuzgewand Edith Stein*“, dessen Erdfarben sich vom blütenweißen, ebenfalls kleid- oder T-förmigen Hintergrund absetzen und es damit zugleich zum Lebenskleid und Leibrock Christi machen; die erdige und blutige Anmutung dokumentiert das Gefühl Edith Steins, zugleich verletzt und geheilt worden zu sein (Brigitte Schmidt, 123). Christiana Reemts (OSB), Äbtissin der Abtei Mariendonk, eröffnet den Band – freilich nach dem Vorwort von Siegfried Schmidt – mit einem Poem, in dem es zum Werk „*Einschlag Herzhöhe*“ heißt: „Immer kommt zuerst die Wunde, der Schmerz, viel später in sie hinein der Himmel“ (13).

Eine spezifisch weibliche Ausformung der bei Mevissen stets verheißungsvollen Vertikale bilden drei aquarellierte, ganz schmal und ineinander verschlungen nach oben steigende Linien in „*Sara/Maria heilsschwanger*“ aus dem Zyklus „*Hortus Conclusus*“ (88): Sie weiten sich im obersten Bildviertel zu einer braun umrandeten Gebärmutter mit einem leuchtenden organischen Innenleben – Andeutung eines Embryos; die Vertikale gibt sich als Nabelschnur zu erkennen. Die zugleich alt- wie neutestamentarische „*Heilsschwangerschaft*“, in der sowohl das Volk Israel als auch der Messias (und mit ihm das Hoffnungslicht für alle Menschen) ausgetragen werden, ist eines der vielen subtilen Bildgeschenke Mevissens, die ungeachtet ihrer Reproduktion auf Katalogpapier eine tiefe, lichtvolle Ruhe ausstrahlen.

Rita Anna Tüpper

● PHILOSOPHIE / ETHIK



Peter Sloterdijk

**Wer noch kein Grau gedacht hat
Eine Farbenlehre**

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2022

286 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-518-43068-2

Wie immer spritzig und ungemein belesen, um keine Pointe verlegen und des Öfteren eine zu viel – aber Idee und Durchführung sind originell und anregend: Just jene Farbe bzw. Nichtfarbe ist Thema, die gemeinhin als eher überflüssig, störend oder banal gilt wie eben der berühmte graue Alltag. Erfrischend Neues kommt zu Tage – z.B. die „Enthierarchisierung und Entsymbolisierung“ im Farbenreich nach der Aufklärung: das göttlich-mystische Weiß als Ineinsfall aller Farben und Gegensätze wird entthront z.B., jede Farbe hat pluralistisch ihr Eigenrecht, und bunt soll es zugehen. Zu Tage tritt zudem, dass die gemischte Ein-Faltung aller prismatischen Farben nicht Weiß ergibt, sondern – Grau. Mit Platons Höhlengleichnis, Hegels Eule der Minerva und Heidegger kommen drei Stationen in den Blick, die vom Dämmern und Dunklen handeln. Ge-Gräu nennt Sloterdijk das. „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau lässt sie sich nicht verjüngen, nur erkennen“. Und Heidegger muss 1929/30 in seiner großartigen Phänomenologie des Nihilistischen zuspitzen: „Ist es am Ende so mit uns, dass eine tiefe Langeweile in den Abgründen des Daseins wie ein schweigender Nebel hin- und herzieht?“ Wird hier „die Grundstimmung der Schwermut“ diagnostiziert, so erzählen Kafkas Geschichten ebenso makaber wie banal von der völligen Ohnmacht und Ausweglosigkeit: „Wo Jenseits war, soll Behörde werden“.



Seit den Steinzeitbildern ist klar, von welcher prägender Symbolik Farben im kulturellen, religiösen und politischen Leben sind. Sloterdijk erinnert an die Farb-Parteien in den Arenen der Antike oder an höfisches Zeremoniell und natürlich an die Symbolik kirchlicher Liturgien. Im 17. Jahrhundert kommt der politische Typ der „grauen Eminenz“ auf. Faktenreich und durchaus unterhaltsam wird eine „Erweiterung der politischen Farbenlehre“ bis in die Gegenwart erzählt, mit viel Rot, Schwarz und Braun der Parteiungen. Vor allem werden „die Vergrauungsleistungen“ des säkularen Staates hervorgehoben, in dem alle extremen und absoluten Behauptungen und Haltungen schöpferisch relativiert und unter den grundsätzlichen Verdacht des Irrtums gestellt werden. Dagegen machen sich „Grauzonen bemerkbar, sobald die Ordnung versagt, ohne dass das Chaos willkommen wäre“ (117). Nur kein Schwarz-Weiß-Denken, denn das (ver)schärft Kontrast bis

zum Absolutistischen hin – nein: Grau ist die Farbe der neueren Zeit (signifikant im Boom des Schwarz-Weiß-Films, der eigentlich ja von den Grautönen lebt!). Ja, gerade um der buntesten Vielfarbigkeit des Lebens willen gilt es, das Grau zu rehabilitieren und aus seiner Mauerblümchen-Ecke der Farbenlehre herauszuholen – ganz auf der Spur von Cezannes hintergründiger Bemerkung: „So lange man kein Grau gemalt hat, ist man kein Maler!“ (225)

Mit religionspädagogischem und theologischem Fragehorizont gelesen, interessieren natürlich besonders die letzten der fünf Kapitel. Denn selbstverständlich geht Sloterdijk weit in die Geschichte auch des Christentums zurück und erweist sich dabei erneut als zugleich fleißiger und höchst selektiver Leser. So wird natürlich die biblische Erschaffung des Lichtes traktiert, freilich wie so oft in höchst eigenwilliger Lesart. Besonders aber hat es der Manichäismus dem umtriebigen Allround-Philosophen angetan – und seit Jahrzehnten schon die damalige Gnosis; da werde gerade nicht dualistisch Licht gegen Dunkel, Weiß gegen Schwarz gesetzt, sondern beides ineinander verschaltet: Die Lichtfunken gerade in der dunklen Materie brächten die schöpferischen Grautöne hervor, damals wie heute. „Mani und Heidegger haben gemeinsam, dass das In-der-Welt-Sein zunächst und zumeist den Aufenthalt im Diffusen impliziert.“ (135) Entsprechend gnostisierend wird die kirchliche Erbsündenlehre, ziemlich missdeutet, eingespielt. Überhaupt ist erstaunlich, wie leichtfüßig und selbstgewiss Sloterdijk über Christliches urteilt und Kirchliches bis zur Karikatur verkürzt – als bräuchte er selbst, mindestens methodisch, die Schwarz-Weiß-Technik. Auch Sloterdijks pffiffige Relecture von Dantes „Göttlicher Komödie“ – natürlich mit dem besonderen Lob des an-

geblich „grauen“ Mittelteils, dem Purgatorium – ist ebenso provozierend wie fragwürdig. Den hoch interessanten „Parcours durch die affektiven und poetischen Deklinationen der unfarbigen Farbe Grau“ (210) so nebenbei einfach mal mit den Stationen des Kreuzwegs zu vergleichen (176), verrät viel über die nicht- und nachchristliche Lesart des Christlichen, die bisweilen als obszön erscheinen kann. Salopp und aufgesetzt ist auch die kurze Bemerkung zur Vaterunser-Bitte ums „überwesentliche“ Brot (252). Bis ans Absurde kurzschlüssig ist es, wie die klassische negative Theologie mit postmodernem „Schweben in Angst“ gleichgesetzt und zu grauer Theologie erklärt wird. So ungemein anregend also die Durchführung der Leitthese ist – und erst recht diese selbst –, Sloterdijk ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein (Halb-)Blinder über die Farbe des Christlichen schreibt, das er nicht wirklich kennt und in seiner gelebten Wirklichkeit nicht kennen lernen will. Dazu gehörte nämlich das Ernstnehmen heutiger theologischer Diskurse, die ihren Namen verdienen (wie z.B. Thomas Pröppers Theologische Anthropologie).

Fazit: Höchst anregend, mit teils brillanten Passagen und neu erinnerten Zitatenschätzen, liegt ein treffliches Buch zum postmodernen Main-Stream vor. Das originelle Lob der Grautöne stimmt passgenau zur allseitigen Beschwörung des Relativen und zur Verdächtigung des Absoluten. Grau, „die Kompromissfarbe a priori“ (134), steht immerhin als Zwischentönung in der so komplexen und unverbindlichen Postmoderne. Gewiss, jede Absolutsetzung und Letztbegründung steht mit Recht unter Verdacht, aber muss es deshalb beim „bleiernen Zwielficht der *conditio humana*“ (136) bleiben, beim Schwadronieren im Unverbindlichen? Ein Cezanne z.B. hatte anderes im Sinn. Auch dieser Sloterdijk führt ein schöngeistig sprühendes Deutetheater auf mit schwirrender Intelligenz und höchst unterhaltsamer Fabulierlust – freilich im Spiegelsaal des aufgeregten bildungsbürgerlichen Ichs und seiner folgenlos verspielten Unverbindlichkeit. (Von dem schrecklichen Gegräu mörderischer Kriege ist im ganzen Buch nicht die Rede, vom Ernstfall also).

Gotthard Fuchs

Oliver Schlaudt

Das Technozän

Eine Einführung in die evolutionäre Technikphilosophie

Frankfurt: Vittorio Klostermann Verlag, 2022

222 Seiten m. s-w-Abb.

19,80 €

ISBN 978-3-465-04586-1

Die Welt, in der wir leben, ist in zunehmendem Maße durch die Anwendung von Techniken bestimmt, die immer weiter entwickelt werden. Das Leben in dieser „Technosphäre“ nimmt Oliver Schlaudt zum Anlass für eine Philosophie, die die Technik, deren Entwicklung (Evolution) und deren Folgen für den Menschen besonders in den Blick nimmt. Der Verfasser legt Wert darauf, den Menschen in seiner Bedingtheit etwa von physischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten zu begreifen, ihn aber gleichzeitig als einen auf diese Bedingungen gestaltend Einwirkenden zu beschreiben. In der Entwicklungsgeschichte des Menschen als einem technischen Wesen, der der Hauptteil seines Buches gewidmet ist, wird der dort stattfindende Fortschritt an dem Grad der Komplexität technischen Verhaltens bemessen.

Unter dem Titel „Äußere Ökologie des Menschen“ wird der Mensch als ein Organismus in einer Biosphäre beschrieben, die ihn beeinflusst, in die er aber auch eingreift. Die Veränderungen in der Lebensweise – wie etwa der aufrechte Gang oder das Kochen der Nahrung – schlagen sich in der biologischen Disposition des Menschen nieder (z.B. Wachstum des Gehirns). Dass der Einfluss des Menschen auf seinen Lebensraum den anderer Organismen derartig überragt, liegt an seiner Kultur, der Weitergabe von Technik an die kommenden Generationen. Mit der Zunahme an Komplexität der Technik als Gebrauch und Herstellung von Werkzeugen werden im Lauf der Geschichte die sozialen Beziehungen, also die Gesellschaft, immer komplexer. Zur Tradierung der Technik entwickelt sich die Sprache als eine „symbolische Technik“. Schlaudt erweitert hier den Begriff der Technik um symbolische und soziale „Werkzeuge“. Die Weiterentwicklung von Technik



hängt einerseits von den äußeren Gegebenheiten und den kulturell vermittelten Techniken ab, erfordert aber andererseits, dass Dinge und Werkzeuge abweichend von dem tradierten Gebrauch verwendet werden (Exaptation).

Im Folgenden wendet sich der Verfasser der „inneren Ökologie des technischen Menschen“ zu, der Bedeutung des menschlichen Geistes. Der Frage, was und wie gedacht wird, wird in der Entwicklung einer „Technikgeschichte des Geistes“ nachgegangen. Er beginnt mit der Wahrnehmung, die beim Menschen neben dem sinnlichen Abbild auch die Erkenntnis der Funktionalität des Gegenstands einschließt, um sich dann dem Denken zuzuwenden. Für die kognitive Entwicklung sind sowohl somatische Werkzeuge (z.B. Hände) als auch materielle und symbolische – vor allem die Sprache – als eine soziale Technik von Bedeutung. Das Symbolische unterbricht die Unmittelbarkeit von Reiz und Reaktion. Schlaudt versteht Sprache als eine soziale Technik, die, einmal erlernt, eigenständig angewandt werden kann. Sie macht ein durch den Willen gesteuertes Verhalten erst möglich (relative Autonomie). Gesten, Bilder und vor allem die Schrift erweitern die Technik symbolischen Handelns. Zu der inneren Ökologie des Menschen gehören

die Bedürfnisse und Wünsche des Menschen. Das, was die fortschreitende Technik ermöglicht, führt zwar zur Befriedigung von Wünschen, hat aber Folgen, etwa, dass sie neue Bedürfnisse induziert, für deren Befriedigung der Mensch einen höheren Aufwand hat. Die erhoffte Entlastung durch die Technik wird dadurch egalisiert. Den Menschen sieht Schlaudt deshalb in einer Tretmühle.

Eine weitere Folge der technischen Entwicklung ist, dass das Selbst- und das Weltverständnis sich zunehmend an dem Modell der Maschine orientieren. Die Zielsetzung der Forschung verändert sich immer mehr von der Erkenntnis natürlicher Zusammenhänge zur Naturbeherrschung. Diese Intention findet, so Schlaudt, einen Ausdruck im dualistischen Denken. Eine scharfe Trennung von „Körper“ und „Geist“ werden z. B. dem „Beherrschten“ und dem „Herrschenden“ zugeordnet. Mit solchen Gegensatzpaaren wird das Weltverständnis strukturiert.

Im abschließenden Kapitel wendet sich der Verfasser den Folgen der Technik für den Menschen zu, ihrer Bedeutung im Hinblick auf Freiheit und Glück. Er weist darauf hin, dass Technik neue Abhängigkeiten schafft, insbesondere durch den Müll, der nicht mehr in einen Verwertungskreislauf gelangt, sondern als solcher dauerhaft bleibt. Ein wesentliches Problem wird in der „Monotechnik“ gesehen, der Technik, zu deren Entstehung der Anwender kaum einen Bezug hat und die in ihrer Anwendung wenige Möglichkeiten zu eigener Zweckbestimmung (Exaptation) in sich tragen. Er schließt mit einem Veto gegen eine Technik, die den Menschen zu beherrschen droht.

Dem Gedankengang des Autors kann man phasenweise mühelos folgen; Beispiele sowie zahlreiche Illustrationen und Quellentexte sind hilfreich. Einiges bleibt, was die Verwendung von Begriffen oder die Bedeutung mancher Gedankengänge angeht, unklar. Begriffe wie Denken, Sprache oder Technik werden meist quantitativ verstanden, um deren Evolution als Anreicherung von gedanklicher, sprachlicher oder technischer Komplexität zu beschreiben. Diese Verwendung ist legitim. Dass aber z. B. Sprache als menschliches Vermögen im qualitativen Sinn erst dann als existent angesehen wird, wenn der Mensch

hinreichend an dem kulturell tradierten Sprachschatz partizipiert, ist nicht einzusehen.

Manche begriffliche Trennungen sind nicht nachvollziehbar. Was zum Beispiel „Denken“ und „Handeln“ betrifft, wird versucht, das „Zählen“ als eine Handlung zu beschreiben, die erst später ein Verständnis von „Zahlen“ hervorbringt. „Zählen“ ohne eine Vorstellung von dem angezielten Ergebnis, nämlich der Anzahl, ist kein Zählen. Ob für die Darstellung des Ergebnisses Namen von Dingen, Körperteilen oder ob eigens konzipierte Wörter als Zahlwörter dienen, ist ein terminologisches, kein begriffliches Problem.

Auch die ausführliche Auseinandersetzung damit, ob das Denken der Sprache zu Grunde liegt oder umgekehrt, ist überflüssig, da man sich fragen muss, was überhaupt gedacht wird, wenn man es sich nicht ausdrücklich machen kann, oder was man überhaupt sagt, wenn man es nicht denkt. Das Problem ist hier: Es werden einzelne Aspekte des Menschen, die als begriffliche Trennungen nur methodisch sinnvoll sind, ontologisiert. Dabei werden Dualismen konstruiert, die Schlaudt erklärtermaßen und zu Recht vermeiden will.

Neben einigen Anregungen, die ich der Darstellung der Wechselwirkungen durch Veränderungen von Mensch und Welt in diesem Buch verdanke, scheint mir das Hauptproblem in der Betrachtung des Menschen hinsichtlich seines relationalen Charakters zu bestehen. Schlaudt legt eingangs zu Recht Wert darauf, den Menschen nicht unabhängig von seinem Welt- und Gesellschaftsbezug zu denken. Der Selbstbezug des Menschen als anthropologisch grundlegende Größe hat jedoch keinen angemessenen systematischen Ort. So scheint der Selbstbezug erst als Ergebnis aus den anderen Bezügen – wobei Technik eine besondere Rolle spielt – hervorzugehen. Berücksichtigt man aber diesen Selbstbezug, dann bedeutet dies, dass der frühzeitliche Mensch als Mensch zu betrachten ist, der denkt und weiß, dass er denkt (Sprache, Bewusstsein) – und somit der (hier verwendete) Begriff der „Menschwerdung“ unsinnig ist.

Johannes Drescher

Hartmut Rosa

Demokratie braucht Religion

Mit einem Vorwort von Gregor Gysi

München: Kösel Verlag, 2022

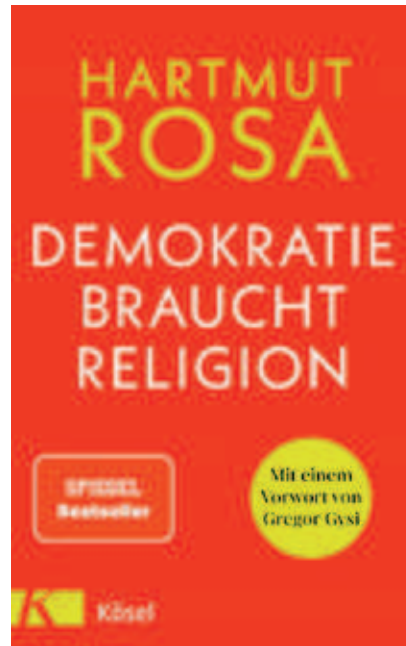
77 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-466-37303-1

In diesem kleinen Büchlein ist neben dem Vorwort von Gregor Gysi ein Text abgedruckt, der im Wesentlichen, wenn auch nicht ganz wörtlich, den Vortrag wiedergibt, den der inzwischen recht bekannte Jenauer Soziologie Hartmut Rosa beim Würzburger Diözesanempfang am 17.01.2022 gehalten hat. Er wurde online übertragen und kann noch heute auf YouTube angesehen werden. Der ursprüngliche Titel, unter dem der Vortrag angekündigt war, lautete: „Rasender Stillstand? Individuum, Kirche und Gesellschaft im Angesicht der Krisen – ein soziologischer Bestimmungsversuch.“ Dieser Titel trifft das Thema eigentlich besser, denn zur Frage, ob Demokratie Religion wirklich braucht, wird erst am Ende des Textes etwas gesagt.

Entsprechend der grundlegenden Thesen, die Rosa in anderen Werken bereits eingehend dargestellt und begründet hat, kennzeichnet er den Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft als „rasenden Stillstand“. Einerseits steht sie unter ständigem Steigerungsdruck, andererseits fehlt es ihr offenbar an der Fähigkeit, sich auf die künftigen Herausforderungen in innovativer Weise einzustellen. Rosa will seine Leserinnen und Leser bzw. Zuhörerinnen und Zuhörer davon überzeugen, dass Kirche und Religion in der Krisensituation der Gegenwart gebraucht werden. Sein Hauptargument scheint zu sein, dass es dieser Gesellschaft vor allem am „hörenden Herzen“ mangelt und Kirche und Religion dazu beitragen können, dieses Defizit zu mildern.



Diese These wird in den Kirchen sicher gerne gehört. Trotzdem fand ich seine Darstellung reichlich unterkomplex. Zum einen werden die Schattenseiten von Religionen, die sich ja auch in der römisch-katholischen Kirche gezeigt haben, gar nicht erwähnt. Zum anderen spricht er zur Charakterisierung der Gegenwartsprobleme viel zu pauschal vom „Wachstumswang“, ohne zu sagen, welche Art von Wachstum vermieden werden muss und welches Wachstum vielleicht sogar dringend gebraucht wird. Das übliche Maß für Wachstum, nämlich eine Zunahme des Bruttoinlandprodukts, ist jedenfalls kein geeignetes Maß, um nachhaltiges von nicht nachhaltigem Wachstum zu unterscheiden. Eine konsequente sozio-ökonomische Transformation, wie wir sie – leider ebenfalls beschleunigt – zur Bekämpfung der Erderhitzung brauchen, wird mit einem Wachstum des Bruttoinlandprodukts einhergehen.

Hinsichtlich der Demokratie konstatiert Rosa zu Recht einen Wandel der politischen Kultur, der dazu führt, dass Verständigung und eine vernünftige Suche nach Lösungen in den öffentlichen Debatten offenbar immer weniger Chancen haben. Verständigung ist aber selbstverständlich nur möglich, wenn Menschen aufeinander hören, sich aufeinander einlassen, die Interessen der anderen wahrnehmen und auf dieser Grundlage nach Lösungen suchen. Hier bringt Rosa nun die Bitte des Königs Salomo „Gib mir ein hörendes Herz!“ ins Spiel, wobei er dies unter Bezug auf Bruno Latour durch das Wort „aufhören“ mit der nötigen Entschleunigung in Verbindung bringt. Er schließt daran die These an, dass es insbesondere die Kirchen seien, die dazu beitragen könnten, eine Kultur des Aufeinander-Hörens zu stärken.

Sicher haben Kirchen und Religionen entsprechende Potenziale. Jedoch habe ich durchaus den Hinweis darauf vermisst, dass es jedenfalls derzeit in der römisch-katholischen Kirche durchaus ein massives Defizit des Aufeinander-Hörens gibt, so dass sie derzeit nicht wirklich ein gutes Beispiel dafür abgibt. Man kann seine aufmunternden Worte, die übrigens ähnlich klingen wie der Wunsch Gregor Gysis, der befreiende Gehalt religiöser Ideen möge nicht verloren gehen, freilich auch als einen Aufruf an die römisch-katholische Kirche lesen, durch echte Reformen dieses Potenzial, das der Gesellschaft sicher sehr guttun würde, endlich freizulegen, anstatt es weiter ständig noch mehr zu verdunkeln.

Gerhard Kruip

Omri Boehm

**Radialer Universalismus
Jenseits von Identität**

Aus dem Englischen von Michael Adrian

Berlin: Propyläen Verlag, 2022

175 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-549-10041-7

Theorien sind häufig falsch: Geboren werden sie als plausible Schlussfolgerung einer Zeit; überleben tun sie schließlich gegen besseres Wissen – als Weisheit unserer Vorfahren. Solche veralteten Theorien wirken zwar ein wenig verstaubt, sind aber regelrecht immun gegen Kritik; schließlich haben wir uns an sie gewöhnt und auch an unsere Wertschätzung ihnen gegenüber. Im Falle der vorliegenden Neuerscheinung heißt das: Wer würde es wagen, Kant zu kritisieren, den Meisterdenker der Moderne, dessen Philosophie hier als „intellektuelle Intervention“ (151) gegen das aktuelle Identitätsgehabe von links und rechts benutzt und dabei selbst aktualisiert, in puncto Universalismus ja sogar radikalisiert werden soll – Endstation: „universeller Humanismus“ (14) bzw. „aufgeklärter Humanismus“ (15).

Die Sache ist eigentlich ganz einfach: Hier wird den „falschen Universalisten“ (17) einer wie auch immer politisierten Identitätspolitik der Prozess gemacht, um den „wahren Universalismus“ ins rechte Bild zu setzen, eigentlich sollte man sagen: zu predigen. Aber in keinem Fall: zu begründen! Denn das leistet das Buch nicht.

Schlimmer noch: Es verkennt seinen Kant, mit dem es sich gegen die ideologischen Grabenkämpfe von heute „bewaffnen“ (14) will, zieht falsche Schlussfolgerungen aus seiner Philosophie. Und es führt dabei nicht einmal in die „reale Welt“ (151) von „heute“ (11), in der „hitzige Debatten um Identität, Diskriminierung und gesellschaftliche Macht“ (11) zwar existieren und durchaus Grund zur Sorge bieten, aber nur einen Teil unserer Probleme ausmachen – als da wären Krieg in Europa und andernorts, Jahrhundert-Pandemie, Hunger, Massenflucht aus Ost und Süd, Klimawandel und Artensterben. In



ihrer Symbolik wirken diese großen Übel von heute fast schon wie die sieben Plagen der Endzeit aus dem NT – und obwohl Boehm biblische Motive für seine Argumentation (zum Teil fälschlich: denn religionswissenschaftlich gilt nicht Abraham als Vater des Monotheismus, sondern dessen Quellen liegen im ägyptischen Aton-Hymnus) nutzt, findet sich kein Hinweis darauf; für den Blick auf die Parallele fehlt es dem Buch an zeitdiagnostischer Sensibilität, am Sinn für die Welt von heute. Aktuelle Beispiele dafür, wie einseitig die entsprechende Problemwahrnehmung ist, stammen von den Unruhen im Iran und in China Ende 2022, wo die Bevölkerung sich aus unterschiedlichen Gründen (Proteste gegen die Zero-Covid-Strategie in China und gegen die theokratische Machtausübung im Iran) gegen die Staatsführung stellt: Ein weltpolitisches Ereignis sind die fast gleichzeitigen Aufstände schon vor ihrem Sieg bzw. Niederlage, denn sie widerlegen den (auch

von Boehm) vielfach geteilten Eindruck, wir seien Zeuge eines Epochenwechsels; überall sterbe das Freiheitsverlangen ab und damit gehe das Zeitalter der Aufklärung und Demokratie unwiderruflich zu Ende. Die Menschen hätten den verlogenen Westen satt; sie hassten seine liberale Phantomfreiheit, seine Dekadenz, seine bindungslose Emanzipation. Statt geldgierigen Nihilismus wollten sie Klarheit und Ordnung. Wie die Bürger im Iran oder in China. Gewiss, das Blatt hat sich erst nach der Drucklegung so deutlich gewandelt, aber in der Sache widerspricht es ihm eben, erst recht, wenn es darum geht, die Welt auf ihr Problem mit falschen Universalismen zu reduzieren.

Wie nah der tiefere Blick in die Welt von heute gelegen hätte, merkt man an einer Widmung des Buchs an Michel Foucault, der richtig zitiert wird, wenn es heißt, dass das „Wir“ nicht einfach vorausgehen dürfe. Im besagten Text von Foucault geht es jedoch darum, eine Geschichte des Denkens zu profilieren, die die allgemeine Form der Problematisierung angibt, mit der unterschiedliche Lösungen möglich werden – es geht um Kontinuität in der Diskontinuität. Bei Boehm wird daraus ein Kampf des einen mit dem anderen, genauer: des konkreten Wir gegen das abstrakte Wir – und umgekehrt. Sein Etikett dafür lautet: Gerechtigkeit und Gleichheit. Wie aber soll das für alle gelten, wenn sich keiner darin (freiwillig) wiedererkennen kann, wenn er und seine Welt und ihre Probleme darin gar nicht mehr (oder nur stark verkürzt) vorkommen? Das Universelle ist immer das Universelle eines bestimmten Menschen – wie uns Barbara Cassin aus den heiligen Hallen der französischen Akademie und vermittels ihrer Werke zuruft. Boehm konzentriert all seine Aufmerksamkeit auf Abstraktionen: auf den abstrakten Menschen, ein abstraktes Wir und eine abstrakte Pflicht. Das grenzt an Missbrauch der Abstraktion, weil sie lediglich als Isolator gegen das Konkrete dient und selbst weder fruchtbar gemacht, noch einem entsprechenden Test ausgesetzt wird – denn sogar die beschriebene Welt ist hier isoliert von den Problemen, denen kein Interesse geschenkt wird. Gewiss: Jede Theorie diktiert bis zu einem bestimmten Grad ihr Beweismaterial, aber im vorliegenden Buch werden die typischen Grenzen einer auch so modernen Perspektive nur allzu sichtbar und inakzeptabel –

nämlich der reine Blick aufs Intra-Soziale, als ob es heute keine drängenden Probleme einer Welt des Humanen und Non-Humanen gäbe. Was ist die aktuelle Energiekrise anderes? Was ist die Corona-Pandemie anderes? Was ist der Klimawandel anderes? Das entsprechende Problembewusstsein steigt erfreulicherweise gerade rapide an. Umso unverständlicher und schmerzlicher ist sein Ausfall bei einer Neuerscheinung wie dieser.

Oder ist es Ignoranz, weil man sich lieber an seinem Feindbild abarbeitet und jene (völlig zu Recht) kritisiert, die scheinheilig die Menschenrechte beschwören und damit doch nur die westliche Vorherrschaft meinen? Dagegen setzt Boehm seine Idee vom moralischen Universalismus als einziger Quelle einer zeitgenössischen Politik, die auf unbedingte Pflichten aller Menschen pocht und Kant als ihren Gewährsmann angibt. Dass es Ignoranz sein könnte, wird an der fragwürdigen Kant-Rezeption des Buchs leider überdeutlich: Mit Kant soll das Pflichtethos heraufbeschworen werden. Die moralische Inpflichtnahme lässt sich bei Kant kaum bestreiten. Wenn aber behauptet wird, Kant habe darauf bestanden „dass der Begriff der Menschheit abstrakt bleiben müsse“ (16), um daraus eine „metaphysische Menschheitsidee“ (16) abzuleiten, muss man sich irritiert fragen, warum er dann genau umgekehrt davon ausgeht, dass der Versuch zu denken immer bedeute, sich an den Platz des anderen zu stellen; Kant nannte das die erweiterte Mentalität und sprach sich demzufolge für Andersheit, Multiperspektivität und erst insofern für Universalismus aus. Ganz anders bei Boehm und seinem abgehobenen Universalismus. Seinen moralischen Imperativ begründet Kant auch nicht mit einem besseren, weil abstrakten Menschen, sondern mit einem negativen Menschenbild, das den Menschen förmlich zu seinem Glück (beim späten Kant: zum ewigen Frieden) zwingen müsse. Universell meint bei Kant im Übrigen, dass die sittliche Verpflichtung nicht nur für Menschen bestehe, wenn sie zu Recht bestehe – sie gelte auch für die Welt der non-humanen moralisch-sittlichen Wesen. Was wiederum zeigt, mit welcher (kurzsichtigen!) Brille Boehm auf die Welt schaut.

Byung-Chul Han
Vita contemplativa
Oder von der Untätigkeit

Berlin: Ullstein Buchverlage. 2022
128 Seiten
22,90 €
ISBN 978-3-550-20313-1

Merke: In der Theoriebildung wird das Präfix „radikal“ entweder herangezogen, um eine etablierte Position zuzuspitzen bzw. entsprechend der veränderten Umstände zu aktualisieren – beim Radikalen Konstruktivismus der 1990er war das z.B. der Fall. Oder die Radikalität soll bis an die Wurzel reichen und das Denken auf neue Weise bereichern – wie die radikale Theorie der Volkssouveränität in der Figur des Gesellschaftsvertrags bei Jean-Jacques Rousseau. Der „Radikale Universalismus“ will eigentlich das Zweite, scheitert aber am Ersten: Kant für die Welt von heute fit zu machen und in diesem Sinne zu radikalisieren, hieße, seinen kategorischen Imperativ zu überdenken. Denn erstens ist dieser inzwischen ein Grundsatz der Anspruchslosen geworden, an den sich z.B. China in den Verhandlungen auf der COP27 hätte lehnen können, weil ihre relativ geringe Klimaambition aus ihrer eigenen Sicht jederzeit und für alle anderen zum Gesetz der Welt werden könne – das Umgekehrte aber nicht möglich wäre, nämlich den maximalen Anspruch an Klimapolitik vonseiten der Aktivisten zum verbindlichen Gesetz zu machen; dafür ist der zu anspruchsvoll. Ganz abgesehen davon, dass selbst der kategorische Imperativ kulturellen Grenzen bzw. Anwendungsbedingungen unterliegt. Wer wie in Asien die Gemeinschaft stärker wertet als das Individuum, kann keinen individuellen, moralisch verpflichtenden Gebrauch für sich davon machen. Weil das alles nicht der Fall in der vorliegenden Neuerscheinung ist, bleibt es beim Versuch eines „Radikalen Universalismus“ – bei einem Leerwort, das noch zu füllen ist. Mit den Worten von Kant gesprochen handelt es sich hier um die „Träume eines Geistersehers“. In den Feuilletons wurde dieser Traum vielfach geteilt. Das bestätigt, dass konkrete Menschen unterschiedliche Ideen vom Abstrakten haben und sie entsprechend goutieren.

Michael Hochschild

Byung-Chul Han holt zum Frontalangriff gegen Hannah Arendt aus. Betitelt wird der knapp über 100 Seiten lange Kreuzzug mit „Vita contemplativa. Oder von der Untätigkeit“. Damit positioniert sich das kleine Büchlein von Anfang an klar als Gegenentwurf zu Hannah Arendts philosophischem Hauptwerk „Vita activa. Oder vom tätigen Leben“, erstmals erschienen 1958 auf Englisch und 1960 auf Deutsch. Dazu ein Blick auf Aufbau, Gestaltung und Inhalt des Werkes:

Der Band beinhaltet sechs kürzere Essays, die einzeln und in unterschiedlicher Reihenfolge gelesen werden können. Han arbeitet sich an unterschiedlichen Denkerinnen und Denkern ab, die am Ende in einen allzu bekannten Standardkanon eingeordnet werden können, der landläufig „Kontinentale Philosophie“ (Heidegger, Benjamin, Agamben) genannt wird. Die philosophischen Schnipsel werden, wie üblich in Hans Werken, mit aphoristischen Bruchstücken und wortgewandten Anklängen aus Literatur und Kunst verwoben.

Was vereint die Vielzahl an Referenzen nun für Byung-Chul Han? Sie alle (außer Hannah Arendt) erkannten den Sinn für die Untätigkeit, nämlich nicht als Unvermögen, Verweigerung oder Abwesenheit von Tätigkeit, sondern als das wichtigste Vermögen überhaupt: „Die Untätigkeit ist eine Glanzform der menschlichen Existenz.“ (9) Wer sich darunter ein Plädoyer für die Faulheit erhofft, wird enttäuscht. Untätigkeit, wie Han es in unser Leben zurückverlangt, ist alles andere als leicht, vor allem nicht für unsere Zeit. Vor dem Hintergrund einer stark pessimistischen Gegenwartsanalyse attestieren die sechs Essays unserem Leben den Verlust des Festlichen, Beschaulichen und Selbstlosen. Der gegenwärtige Turbokapitalismus habe uns zu vereinsamten Indi-



viduen gemacht, die sich manisch selbst optimieren und damit ausbeuten. Gleichzeitig ginge die jeweilige Selbsterstörung Hand in Hand einher mit der Zerstörung des Planeten sowie dem Zerschlagen des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Als Heilmittel gegen den kurz bevorstehenden Tod preist Han eine neue Politik der Untätigkeit, die, gewendet ins Leben des Einzelnen, bedeutet, dass wir wieder kontemplativ leben. Das heißt durchaus, dass wir wieder zu beten anfangen sollen, aber nicht unbedingt zu Gott. Auf jeden Fall müssen wir die Fähigkeit der Aufmerksamkeit zurückgewinnen, besonders für die Natur und ihren verborgenen Zauber. Den Tonfall des moralischen Imperativs gibt Han durchgehend selbst vor und gipfelt seine Forderung mit suggestiven „X ist Y“-Sätzen, z.B. „Der Wesenskern der Kultur ist ornamental“, „Die Wahrheit ist ein Beziehungsgeschehen“, „Schreiben ist immer Schreiben zum Tod“, „Das Kapital ist die Tätigkeit in Reinform“. Ob am Ende jede dieser dogmatischen Behauptungen, die in der Regel nicht sonderlich vertieft werden, einer genaueren Reflexion standhalten, sei den Leserinnen und Lesern selbst überlassen.

Ärgerlich wird Hans Schreibstil im fünften Essay zu Hannah Arendt, das er „Das Pathos des Handelns“ betitelt. Dieses beginnt mit einer schönen Beschreibung jüdischer Sabbattheologie, um dann aber in folgenden bizarren und untragbaren Satz überzugehen: „Obwohl Hannah Arendt eine jüdische Denkerin ist, fehlt ihrem Denken jede sabbatische Dimension.“ (76) Dann folgen 30 Seiten Absätze, die sehr ähnlich beginnen: „Arendt verdrängt“, „Arendt idealisiert“, „Arendt projiziert“. Han wendet hier ein altbekanntes Instrument der intellektuellen Unredlichkeit an. Er zitiert Arendt in längeren Passagen, um sie anschließend suggestiv umzudeuten und schließlich argumentativ zu vernichten. Er diagnostiziert zusammenfassend, dass Arendt einem Fanatismus der Aktivität und einer Fetischisierung des Neuen folgte und dadurch für soziale Ungerechtigkeit und Machtmissbrauch gänzlich blind geworden wäre. Erst die Rückbesinnung auf die Kontemplation und die Untätigkeit würden auch unsere Blindheit wieder aufheben können. Am Ende des fünften Essays wird Arendt dann noch zur unfreiwilligen Wegbereiterin für Han: „So schließt Arendt ihr Buch *Vita activa* unbeabsichtigt mit einem Lob der *vita contemplativa*.“ (102)

Ironischerweise endet Hans Buch mit dem sechsten Essay letztlich auch mit einem Lob des Neuen und der Tätigkeit, nämlich mit dem Ethos der Freundlichkeit, der sich gerade in freundlichen Handlungen, im „Fremdlinge-Zusammenbringen“ zeige, wie Han selbst mit Novalis beispielhaft anführt. Ein Ethos der Freundlichkeit wäre nicht zuletzt in Hans Arendt-Lektüre schön und mehr als angemessen gewesen. Eine Reflexion, wie unsere Leben kontemplativer werden könnte und warum uns das guttut, ist beim Lesen allerdings keinesfalls ausgeschlossen; auch wenn nicht immer auf ein allzu plattes Schwarz-Weiß-Malen von böser Aktivität und zärtlichem Nichtstun verzichtet wird.

Thomas Sojer

Boris Groys

Philosophie der Sorge

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Stauder

München: Claudius Verlag, 2022

144 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-532-62878-2

Wer sich der „Philosophie der Sorge“ des deutsch-russischen Philosophen und Kunstkritikers Boris Groys widmet, wird in Sphären „hoher Luft“ entführt. In zwölf Kapiteln überfliegt dieser Essay verschiedene Gedankenlandschaften von Nietzsche über Hegel, Foucauld, Kojève, Caillois, Heidegger, Arendt bis Bogdanov. Wie die Aufzählung schon erkennen lässt, sind die Diskurspartner bis auf Hannah Arendt männlich. Und so wundert es nicht, dass die konkrete, überwiegend weibliche Sorgepraxis in Krankenhäusern, Altenheimen und anderen sozialen Einrichtungen nicht in den Blick kommt. Selbst das 10. Kapitel mit der Überschrift „Unter dem Blick der Putzfrau“ wirft keinen Blick auf die Frauen am unteren Sockel der genderhierarchischen Sorgepyramide, sondern beschäftigt sich mit dem Museum als Sorgeeinrichtung. Die Pointe, dass die Französische Revolution die Kontemplation Gottes als höchstes Lebensziel durch die Betrachtung „schöner“ materieller Objekte ersetzt habe, ist durchaus anregend. Man kann daraus, wie Groys, eine Parallele zwischen dem Museum und dem Krankenhaus ziehen, die unter Berufung auf Kojève zu dem Schluss führt, dass alle Menschen, die jemals gelebt haben, als Kunstwerke von den Toten auferstehen müssten und in einem Universalmuseum aufbewahrt werden sollten. Diese Idee erscheint angesichts von ins Unendliche wachsenden digitalen Speicherkapazitäten heute sogar durchaus realisierbar. In diesem Szenario wäre dann der Staat für die Auferstehung und das ewige Leben jedes Menschen verantwortlich. Diese nicht mehr nur partielle Biomacht (Foucauld), sondern totale Biopolitik wäre dann keine demokratische mehr – Kuratoren werden nicht gewählt –, vielmehr eine rein technologische. So führt im männlichen Diskurs der Blick nicht auf die Putz-



frau, sondern über sie hinweg auf die technologische Machbarkeit der Unsterblichkeit, die, wenn schon nicht durch die Medizin gesichert, dann doch durch das Museum garantiert werden könnte.

Wie weit entfernt der Autor von tatsächlicher Sorgearbeit ist, zeigt sich in seiner Formulierung: „Wir wissen, was uns nach dem Ende unserer Arbeitstage erwartet – nicht das Paradies, sondern das Krankenhaus beziehungsweise das Museum“ (115). „Nein“, möchte man ihm entgegenen, „vor allem erwartet uns eine vielleicht jahrelange Pflegebedürftigkeit, ambulant oder stationär“. Und hier begegnen wir zu fast 90% Frauen, die uns umsorgen und dafür schlechter bezahlt werden als Männer, die sich um Maschinen oder Akten sorgen. Solche Differenzen aber bleiben in einem aufgeblähten Sorgebegriff, der sich auf alle gesellschaftlichen Tätigkeiten erstreckt, unbelichtet.

Unbelichtet bleibt in dieser Perspektive auch das weite Feld zwischen der Selbstsorge auf der einen Seite und den großen Sorgeinstitutionen, wie etwa Krankenhäusern, auf der anderen Seite. Der Raum der familialen Sorge, der freundschaftlichen oder nachbarschaftlichen Sorge um die „Nächsten“ wäre durchaus eines philosophischen Blicks würdig und hätte den Autor und manche seiner Gewährsmänner vor einigen ahistorischen Aussagen wie dieser bewahrt: „Das Sorgesystem verfolgt das Ziel, die Menschen gesund zu erhalten, damit sie weiter arbeiten können.“ (69) Entscheidend für das Entstehen der heutigen Sorgesysteme war das „Transzendieren“ der familialen Sorge um die Kranken und Schwachen hin zur universellen Sorge für alle „Mühseligen und Beladenen“. Die Gründe hierfür liegen aber mindestens zweieinhalb Jahrtausende zurück – weit vor dem Entstehen unserer modernen Arbeits- und Konsumgesellschaft. Die Sorgesysteme haben sich über Jahrhunderte kontinuierlich weiterentwickelt und werden es hoffentlich weiterhin tun.

Den in der diakonischen Arbeit Tätigen lassen die Gedankengänge von Groys ratlos zurück. Nach den Höhenflügen über dem Wortfeld der Sorge ist dem Philosophen bei der kritischen Frage nach den Weiterentwicklungen heutiger Sorgeeinrichtungen und Sorgearbeit offenbar die Luft ausgegangen. Wo alles zur Sorge wird, geraten die tatsächlich Sorgebedürftigen und die Sorgenden aus dem Blick. Es bleibt die Hoffnung, dass hier nicht der letzte philosophische Anlauf auf das Thema der Sorge genommen wurde.

Hanno Heil

Barbara Schmitz

Was ist ein lebenswertes Leben?

Philosophische und biographische Zugänge

Reclam Denkraum

Stuttgart: Reclam Verlag, 2022

192 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-15-011382-0

Die Frage „Was ist ein lebenswertes Leben?“ zu stellen, ist für die Philosophin und Autorin des gleichnamigen Buches von Barbara Schmitz keineswegs nur eine, die lediglich theoretisch beantwortet werden kann. In den acht Kapiteln ihres Buches greift sie auf einen persönlichen und biographischen Erfahrungsschatz zurück, der die philosophische Problemstellung mit eindrücklichen und oft bewegenden Beispielen praktisch umreißt. Damit wird sie ihrem Ziel, „die Erfahrungen dieser Menschen in den Kontext von philosophischen Theorien, Ansätzen und Argumenten zu stellen, so dass [sic] nach und nach ein Bild davon entsteht, welche Schwierigkeiten sich beim Nachdenken über das lebenswerte Leben ergeben, aber auch welche Einsichten und Lösungen man gewinnen kann“ (29-30), mehr als gerecht.



Angeleitet durch das Paradox, dass Menschen subjektiv ihr Leben als lebenswert erfahren können, obwohl man es ihnen objektiv abzusprechen versucht, stellt Schmitz im Laufe der narrativ angelegten Argumentation ihren philosophischen Zugang heraus: „Die Frage nach dem lebenswerten Leben lässt sich nur subjektiv angemessen beantworten. Jeder muss selbst entscheiden, ob er sein Leben als lebenswert erlebt oder nicht“ (160). Individuelle, aber auch schwere Einschränkungen in der Lebensgestaltung durch physische und psychische Krankheiten charakterisiert sie daher nicht als Hindernis auf dem Weg, ein lebenswertes Leben zu führen, sondern spricht ihnen sogar ein sinnstiftendes Moment zu, wenn die Einschränkungen als Aufgabe zur Bewältigung wahrgenommen werden können (vgl. 86). Selbstverständlich lässt sie dabei soziale Normen und Bilder nicht außer Acht, die es in Hinblick auf eingeschränkte Lebensgestaltungen zu hinterfragen gilt. Ob ein Leben als lebenswert beurteilt werden kann, hängt Schmitz zufolge nämlich auch davon ab, ob eine gesellschaftliche Neubeurteilung ebendieser Frage stattfinden kann (Kap. 3).

Sie macht deshalb anhand ihrer sensiblen Annäherung an die Lebenswirklichkeit von Menschen mit Behinderung, mit (demenziellen) Erkrankungen und mit Suizidabsichten verständlich, dass ein soziales Konzept von Autonomie anderen, nämlich einem auf dem individuellen Leistungsgedanken beruhenden Autonomieverständnis (vgl. 82) und auf salutogenetischen Ansätzen idealisierte Gesundheitsvorstellungen (vgl. 100), vorzuziehen ist. Außerdem verdeutlicht sie, dass dem Wunsch nach sozialer Anerkennung gegenüber dem gesellschaftlichen Druck nach Normativität (vgl. 129) mehr Beachtung geschenkt werden muss. Speziell im Blick auf suizidgefährdete Menschen entwirft sie eine vielversprechende Perspektive, welche die problematische Zuspitzung des Suizidproblems auf die Autonomiefrage zugunsten einer Hoffnungsperspektive verschiebt: „Der suizidgefährdete Mensch braucht, wenn er alle Hoffnung verloren hat, die anderen, die für ihn und mit ihm hoffen und ihm die Kunst des Hoffens neu lernen.“ (176) Suizid ist für Schmitz damit kein Ausdruck von Selbstbestimmung, sondern ein „radikale[r] Verlust von Sinn“ (175), dem mit einer Hoffnungsperspektive begegnet werden kann und soll. Mit diesem auf die Bedingungen der Gesellschaft ausgerichteten salutogenetischen und hoffnungsvollen Blick schärft die Autorin das Verständnis dafür, dass es nicht nur die Sinnperspektive der oder des Einzelnen, sondern die Hoffnungsperspektive der gesamten Gesellschaft braucht, damit ein Leben subjektiv als lebenswert beurteilt werden kann. Dahingehend hält sie aber realistisch fest und schärft ein: „Nicht immer wird es uns vielleicht gelingen, dem Verzweifelten die Hoffnung zu vermitteln, die er braucht, denn Hoffnung entsteht im Inneren des Menschen selbst, sie lässt sich nicht befehlen, nicht verordnen, nicht aufzwingen, nicht für jemand anderen übernehmen. Wir werden auch nicht schuldig, wenn es uns nicht gelingt. Aber wir sollten es versuchen.“ (178)

Selbst wenn die Autorin damit eingestehen muss, dass es nicht möglich ist, die Frage nach einem lebenswerten Leben „auf eine einfache Formel zu bringen“ (180), stellt sie einen Zugang bereit, wie man der Frage begegnen kann. In diesem Sinne kann das Buch als gelungener Versuch bewertet werden, die Sensibilität für das Leben jener Menschen zu schärfen, denen die objektive Anerkennung ihres Lebenswertes durch gesellschaftliche Normierungen verwehrt wird und denen die subjektive Anerkennung des eigenen Lebenswertes durch tiefgehende existenzielle Erfahrungen verloren gegangen ist.

Katharina Mairinger-Immisch

Carlo Leget

Wie wir erfüllt leben und gut sterben können

Eine Ars Moriendi für unsere Zeit

Übersetzt von Stephanie Stiel. Unter Mitarbeit von

Jürgen Burkhardt

Mit einem Vorwort von Erhard Weiher

Ostfildern: Patmos Verlag, 2021

256 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-8436-1268-5

Wer bin ich und was will ich wirklich? Wie gehe ich mit dem Leiden um? Wie kann ich mich verabschieden? Wie schaue ich auf mein Leben zurück? Worauf kann ich hoffen? Hinter diesen Fragen stehen fünf große Lebensthemen: Autonomie, Leiden, Abschied, unerledigte Dinge und Hoffnung. Carlo Leget, seit 2012 Professor an der Universiteit voor Humanistiek in Utrecht (Stifungslehrstuhl Palliative Care, finanziert von der Association Hospicezorg Nederland), setzt sich seit Jahren mit ihnen auseinander.

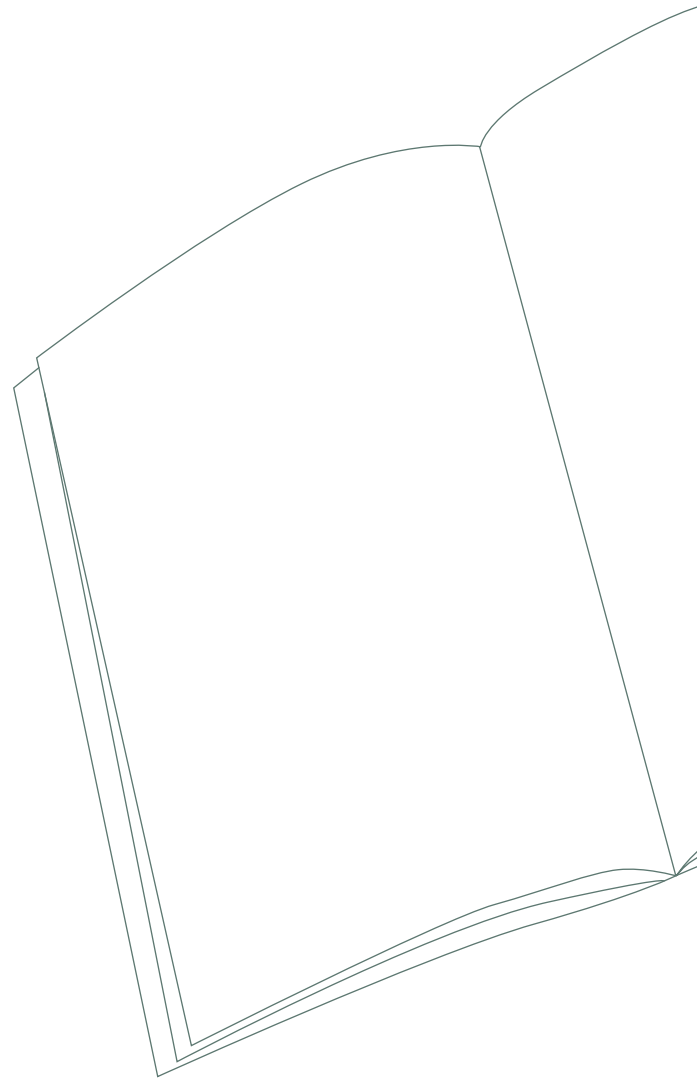
Leget ist von Haus aus katholischer Theologe, er promovierte an der Katholisch-Theologischen Universität in Utrecht mit einer Arbeit zu Thomas von Aquin; dessen Logik und systematische Durchdringung beeinflusst den Aufbau dieses hochinformativen Buches. Leget hat jahrelange Lehrtätigkeit als Medizinethiker an der Universitätsklinik UMC St. Radboud hinter sich, auch eine Professur für Zorgethik an der Universität Tilburg ausgefüllt. In den letzten Jahren hat sich Leget einen Namen gemacht als Vordenker in der Ethik und Spiritualität der Palliativmedizin. Seine Inspiration dazu holt er sich aus der praktischen Arbeit in Pflegeheimen – das Buch lebt von diesen Geschichten, die mehr sagen als jede theoretische Abhandlung. 2015 wurde Leget Mitglied des Gesundheitsrates und damit Mitglied der CEG-Kommission am Zentrum für Ethik und Gesundheit (CEG), die in den Niederlanden die Gesundheitspolitik berät. Leget bekleidet verschiedene Ämter in Organisationen der Seelsorge und Palliative Care. So ist er Vizepräsident der European Association for Palliative Care und engagiert sich wissenschaftlich gemeinsam u.a. mit Joan Tronto, der großen Dame der Care-Ethik.



In seiner Antrittsvorlesung äußerte Leget seine Besorgnis über den Bedeutungsverlust der Pflege. Die (Gesundheits-)Versorgung bewege sich immer mehr in eine naturwissenschaftliche Richtung; „Erklären“ hat Vorrang. Dadurch träte aber das Verständnis von „Bedeutung“ in den Hintergrund. Sein Buch zeigt hingegen einen Autor, der die Begabung besitzt, eine Brücke zu schlagen zu den geistigen Schätzen des Mittelalters. Auf dem Fundament der Ars Moriendi, der christlichen Kunst des Sterbens, entwickelt er ein Modell des „inneren Raums“, um Sterbebegleiterinnen und Sterbebegleiter genauso wie Angehörigen Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie Sterbenden eine Sphäre der Einkehr, des Rückblicks und der Entscheidung geben können. Das Buch ist mit leichter Feder geschrieben, es liest sich völlig hindernislos, obwohl es von einem existenziellen Thema zum nächsten wechselt.

Man muss nicht religiös sein, um mit diesem Modell arbeiten zu können. Mit anderen Worten: Das Buch nötigt nicht. Es sensibilisiert dafür, genau hinzuschauen, ob wir tatsächlich die Motive gut einschätzen, aus denen lebensbedrohlich Erkrankte agieren. Es ermutigt zu einem Weltbild der Kombination von Wissenschaft, Spirit, Traditionen und eigenen Erfahrungen (195). Der "innere Raum" hilft nicht, in der Zukunft Verlust zu verhindern. Aber er lenkt die Aufmerksamkeit auf das Hier und Jetzt, um die verbliebene Zeit als kostbar zu erleben (201)

Dewi Maria Suharjanto



Anna Puzio

Über-Menschen
Philosophische Auseinandersetzung mit der
Anthropologie des Transhumanismus

Bielefeld: transcript Verlag, 2022

392 Seiten

45,00 €

ISBN: 978-3-8376-6305-1

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass wir in einer Epoche der Übertechnisierung leben. Technik schafft Verfügbarkeit und Macht und wer Macht hat, will immer noch mehr. Macht ist eine Art von Rauschgift. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Technisierung auch den Menschen erfassen würde, nicht in dem trivialen Sinn, dass wir über Brillen und Herzschrittmacher verfügen, sondern so, dass wir den Körper des Menschen technologisch aufrüsten, um ein effizienteres Modell des herkömmlichen Menschen herzustellen, als eine höhere Stufe der Evolution. Das ist die Idee des sog. Transhumanismus (TH) der, von den USA ausgehend, auch bei uns mehr und mehr von sich reden macht. Die Vorstellung ist, dass wir den Menschen technologisch aufrüsten könnten, um Krankheit, Alter und Tod zu besiegen.

Man reibt sich die Augen: Wer wird denn einen solchen Unsinn glauben? Schon allein der Entropiesatz der Physik steht dem entgegen: Alle komplexen Gebilde neigen zum Zerfall und müssen mit immer größerem Aufwand aufrechterhalten werden, was auf die Dauer misslingt. Der TH müsste, um seine Heilsversprechungen einzulösen, die Gesetze der Natur außer Kraft setzen.

Frau Puzio kommt in ihrer Arbeit von fast 400 S. zu dem Schluss, es handle sich bei TH um eine Ideologie, die zu unserem Verständnis des Menschen gar nichts beiträgt und die zu einem Großteil aus verworrenen, populärwissenschaftlichen Thesen besteht, die sich völlig zu Unrecht auf die hard science berufen. Sie macht mit guten Gründen darauf aufmerksam, dass sich der TH seine wissenschaftlichen Berufungsinstanzen simplistisch zurechtgemacht hat, wie z. B. die Gentechnologie, die Kybernetik oder die Neurowissenschaften.



TH denkt modular im Sinn einer Legobausteinphilosophie. Danach müsste es einzelne Gene für alle Eigenschaften des Menschen geben, wo wir doch längst wissen, dass das Genom gar nicht in einzelne Abschnitte zerfällt. Oder es müsste präzise definierte Teile des Gehirns geben für ganz bestimmte Leistungen des Geistes, wo wir doch wissen, dass das Gehirn zumeist holistisch arbeitet. Aber selbst wenn, zeigt ein Vergleich mit der Technik, dass das TH-Programm scheitern muss: Ein Auto besteht aus präzise definierten, jederzeit ersetzbaren Teilen und ist in diesem Sinn ‚unsterblich‘. Aber auch an ihm nagt der Zahn der Zeit, spricht: die Entropie. Daher ist es so aufwendig, einen Porsche, sagen wir aus den 60ern, wieder fahrtüchtig zu machen. Solche Kultautos kosten nach der Restaurierung ein Vermögen. Organismen sind unendlich viel komplexer als jedes technische Gerät. Sie vor dem Zerfall zu bewahren, wäre unfinanzierbar. Hinzu kommt, wie gesagt, dass sie gar nicht aus separierbaren Teilen zusammengesetzt sind.

Besteht der Mensch in diesem Sinn dennoch aus Teilen, weshalb sollten wir die Optimierung seiner Funktionen als wünschenswert erachten? Gesetzt, es gelänge uns, den Tod technologisch zu besiegen, aber der Trieb zur Fortpflanzung würde weiterhin bestehen bleiben (womit zu rechnen ist), dann wäre die Welt rasch überbevölkert von jugendlich aussehenden Greisen, die partout nicht sterben wollen und die den kommenden Generationen die Ressourcen wegnehmen. Würde das ohne Bürgerkrieg abgehen? Es ist symptomatisch, dass Puzio solche Fragen erst gar nicht stellt, so wie sie auch nicht nach den Naturgesetzen, wie dem Entropiesatz, fragt.

Seit es die Technik gibt, d. h. seit der Antike, v. a. aber seit dem 19. Jh., war jeder sog. ‚Fortschritt‘ der Technik ein Anlass, bessere Waffen zu bauen. Auch davon ist hier nicht die Rede. Man könnte aber wissen, dass die Großmächte längst damit begonnen haben TH militärisch auszubeuten. Die Amerikaner arbeiten seit einiger Zeit an Exoskeletten, die es den Soldatinnen und Soldaten erlauben würden, 50 km am Stück mit 100 kg Gepäck auf dem Rücken zu marschieren, und welche Projekte sonst noch in der Entwicklung sind, werden sie freilich nicht verraten, um einen Vorteil gegenüber ihre Gegnerinnen und Gegnern zu haben. Kein Wort davon in diesem Buch.

Gravierender noch ist vielleicht die Abwesenheit ökonomischer Überlegungen. Jede neue Technik generiert nicht nur militärische Nutzenanwendungen, sie ist auch jederzeit ökonomisch bestimmt, denn damit lässt sich viel Geld verdienen. Wenn auch die Zielvorstellungen von TH illusorisch sind, so bleibt doch zu vermuten, dass Firmen, die sich diese Zielvorstellungen auf die Fahnen geschrieben haben (selbst wenn sie nicht daran glauben), ihren Profit im Auge haben werden. Aber ökonomische Überlegungen findet man in diesem Buch gleichfalls nicht.

Sogar rein philosophisch gesehen ist dieses Buch defizitär. Obwohl die Verfasserin neuere Leibphilosophen wie Gernot Böhme, Thomas Fuchs oder Bernhard Waldenfels häufig zitiert, lehnt sie jedoch deren Unterscheidung zwischen Leib und Körper als dualistisch ab und spricht nur vom ‚Körper‘. Damit ist das kritische Potential solcher Leibphilosophien verschenkt und der Vorwurf des Dualismus läuft bei Böhme, Fuchs oder Waldenfels ins Leere.

Wenn sie ‚Leib‘ und ‚Körper‘ unterscheiden, so ist damit kein ontologischer Dualismus verbunden. Die Differenz ist so ähnlich wie die zwischen Semantik und Syntax der Sprache. Die Syntax der Sprache, d. h. ihre Grammatik, ist nichts jenseits der gesprochenen Sprache, sondern ihre Form, die entsprechend formalisierbar ist, sozusagen ihr technischer Aspekt, ihr Knochengerüst. Wenn wir nun die Differenz zwischen ‚Leib‘ und ‚Körper‘ einziehen und mit Puzio nur noch vom ‚Körper‘ sprechen, dann haben wir der Verdinglichung des Menschen bereits das Wort geredet, denn allein damit haben wir den Menschen technomorph definiert. Das ist der Grund der Klage über die Apparatedizin, die auch den Leib nur noch als Körper sieht, um ihn zu ‚reparieren‘,

Franz Josef Wetz
Tod, Trauer, Trost
Was am Ende hilft
Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2022
108 Seiten
6,00 Euro
ISBN 978-3-15-014275-2

und nicht auf den psychosomatischen Zusammenhang zu achten. Ist der Mensch auf einen Aspekt seiner selbst, auf den Körper, reduziert und damit funktionalisiert, dann kommt jede Kritik am TH zu spät und die Versicherung, der Mensch sei schließlich keine Maschine, wird kraftlos. Z. B. lässt sich auf dieser Grundlage so etwas wie ‚Achtung‘, d. h. eine kraftvolle Moralität, nicht mehr denken, weshalb in dieser Arbeit davon nicht die Rede ist. Vor einer Maschine haben wir keine Achtung. Sie muss funktionieren. Dass der Mensch, gerade als leibliches Wesen, Würde hat, kommt jetzt nicht mehr in den Blick und fällt hier konsequenterweise aus.

Die Verfasserin kritisiert TH mannigfach. Dieses Konzept sei nicht imstande, Erlebnisqualitäten, das Soziale, die geschichtliche Natur des Menschen einzubringen und das ist sicher wahr, aber wenig erstaunlich, denn es folgt analytisch aus dem Ansatz. Wer den Menschen funktionalisiert, bleibt im Funktionalen hängen, und die Konsequenzen sind absehbar. TH ist eine dieser Ideologien, die wir auch schon in der Vergangenheit miterleben mussten und die sich vorgeblich durch die Wissenschaft legitimiert fühlen, wie z. B. die New-Age-Bewegung oder der Radikale Konstruktivismus. Solche Bewegungen kommen und gehen, doch sie hinterlassen keine Spur. Auch wer sie kritisiert, wird dasselbe Schicksal erleiden.

Hans-Dieter Mutschler

*Übernahme mit freundlicher Genehmigung der Theologische[n]
Revue 1/2023 (<https://doi.org/10.17879/thrv-2023-4629>)*

Sicherlich kennen viele den Kalauer: „Kommt ein Skelett zum Arzt, sagt der Arzt: Sie hätten früher kommen sollen!“ Der Mediziner-Witz weist mit makabrem Humor auf die vital unverzichtbare Vorsorgepflicht in körperlichen Belangen hin; für verantwortungsvoll-reifes Menschsein bedarf es darüber hinaus der weisen Vor-Sorge für die geistig-psychischen Perspektiven, vor allem im Blick auf die letzte Wirklichkeit des menschlichen Lebens: auf den eigenen Tod und den Tod der anderen. Diesem Problemkomplex gelten wesentlich Lehre und Veröffentlichungen des Philosophen und Ethikers Franz Josef Wetz (geb. 1958), der, u.a. nach langen Lehrjahren bei O. Marquard in Gießen, jetzt Philosophieprofessor an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch Gmünd ist. Wetz sieht seine Aufgabe dabei nicht nur im akademischen Elfenbeinturm; er ist darüber hinaus aktiv in Gruppierungen, die sich einem nicht-religiösen, antime-taphysischen Leitbild verschrieben haben wie z.B.: die Feuerbach-Gesellschaft, die Humanistische Akademie Bayern, die Giordano-Bruno-Stiftung und das Hans-Albert-Institut; zudem ist er ethischer Berater des Anatomischen Instituts für Plastination.

Mit Blick auf den im Buchtitel als Alliteration eingängig formulierten Themenkreis „Tod, Trauer, Trost“ charakterisiert er den Tod zunächst realistisch als „Ärgernis“ und „Katastrophe ersten Ranges“, was eine „menschliche Überforderung“ (101) darstelle. Deshalb ist als anthropologische Konstante die Todesangst festzuhalten, gegen die kaum ein Kraut gewachsen sei. Auf diesem Hintergrund stellen sich für den Autor zwei Fragen. Erstens: Woher rührt jene Todesangst? Zum einen bedeutet unser Ende ein erzwungenes, tod-sicheres Abschiednehmen von all unserem materiell und menschlich Liebgewonnenen; hier öffnet sich eine kränkende asymmetrische Schere zwischen



Weltzeit und Lebenszeit (wichtiger Topos bei Hans Blumenberg). Zudem gehört es zur *conditio humana*, dass wir auf Lebenswillen programmiert sind: Nach unserer unmittelbaren Erfahrung will menschliches Leben „sein“, es wehrt sich gegen seine Auflösung.

Nun stellt sich die zweite Frage: Wie viel Todesangst verträgt der Mensch überhaupt? Einerseits wird der enorm angstbesetzte Komplex heute nicht mehr so stark wie noch vor Jahrzehnten in einen dunklen, verschwiegenen Schattenbereich verdrängt – zu stark sind in der breiten öffentlichen Diskussion Phänomene wie Vorsorgeuntersuchungen, Patientenverfügung, assistierte Sterbehilfe und alternative Beerdigungsformen ein Thema; auch die Medien inszenieren tagtäglich in unseren Wohnstuben Krieg, Hunger, Sterben frei Haus. Und in der gängigen Roman- und Fernsehwelt ist die Zahl blutiger Kriminalfälle zudem Legion. Andererseits ist der uns so begegnende Tod eher entindividualisiert – nichts, was mich höchstpersönlich wirklich treffen könnte.

So bleibt die perenne Todesangst vor allem für zwei noch recht verbreitete Weltanschauungen ein nicht zu lösendes Problem: Zum einen für das traditionelle religiöse Sinnangebot (Auferstehung, Unsterblichkeit), dem allerdings „so viele empirische Tatsachen widersprechen“ (12); Schmerz, Leid und Tod sind und bleiben der „Fels des Atheismus“ (G. Büchner). Zum anderen attestiert Wetz (zunächst überraschenderweise) ideologischen Gegnern der Religionen ebenso Unwirksamkeit in Sachen Sinngebung: Die „Naturalisten“ verschiedenster Couleur – vom antiken Epikur bis zum Materialismus der Gegenwart unserer Tage – versuchen letztlich erfolglos, mit rationalen Argumenten dem Tod seine Bedrohlichkeit zu nehmen. Beide – Theisten wie Naturalisten – unterschätzen die unausrottbare Todesangst und wie zutiefst hilflos und trostbedürftig menschliche Wesen letztlich sind und bleiben. Also ist Trost weiterhin Mangelware, der freilich oft als bloße Ver-Tröstung daher kommt.

An dieser Stelle entwickelt Wetz seinen spezifischen Ansatz und hält fest, dass man den „Begriff Ver-Tröstung positiv werten“ kann, insofern diese das Todesproblem nicht absolut beseitigen, aber dafür sorgen kann, Letzteres „so auszuhalten, dass man nicht an ihm zerbricht“ (26). Es handelt sich bei solchen Trostpflastern um legitime Hilfskrücken – keine echten Problemlösungen, aber ein schwacher Trost ist, wenn nichts Besseres zuhanden ist, besser als gar keiner. Hier schimmert wohl der Einfluss seines Lehrers Odo Marquard durch, der in seiner skeptischen Anthropologie unter Endlichkeitsbedingungen nur „zweitbeste“ Lösungen für möglich hält, die aber immerhin eine (Überlebens-)Chance bieten, Abstand und Distanz zu den Schrecken der Wirklichkeit aufzubauen (Grundthema auch von Hans Blumenberg). Solche (Ver-)Tröstungen heilen nicht, aber sie können lindern. Wetz breitet nun einen „Erste-Hilfe-Koffer“ solch legitimer Ver-Tröstungspraktiken aus, die er als

„Kultur der Ungenauigkeit“ (55 ff.) bezeichnet und uns schwachen Wesen dankenswerterweise einen „Urlaub von der Wahrheit“ zur Verfügung stellen.

Er benennt einen „bunten Strauß“ von sieben tröstlichen Angeboten, in denen es weniger um Wahrheit als vielmehr um Leidminderung geht: 1.: Spitzenreiter dieser Liste ist der wechselseitige menschliche Beistand, wobei durch Spiegelneuronen sensibles Mitfühlen entstehen kann. 2.: Das Lesen: Nicht nur das traditionelle Gebet- und Erbauungsbuch, auch weltliche Texte können Kraft und Tröstung vermitteln, z.B. geeignete Lyrik. 3.: Musik: Tonschöpfungen können bei vielen Menschen – noch mehr als sprachlich-literarische Äußerungen – Ruhe, Frieden und Harmonie erzeugen. 4.: Weinen: In vielen Fällen schafft der Körper unwillkürlich durch Weinen Entlastung – Vergießen von Tränen als eine sekretomotorische Selbstbehauptung des Menschen gegen den drohenden Kollaps der leib-seelischen Einheit (vgl. Helmuth Plessner). 5.: Und auch die gegenteilige Grenzreaktion: Humor/Lachen hilft, mit Tiefen des Lebens fertig zu werden; hier hat z.B. der makabre Galgenhumor (vgl. den eingangs zitierten Mediziner-Witz) seinen heilsamen Ort. 6.: Schlaf vermittelt nicht selten nachhaltige Ruhe und Kraft. Und schließlich noch 7.: Rauschmittel – Alkohol, Cannabis (legalisiert!) und verschiedenste psycho-aktive Rauschmittel helfen, Todesängsten zu entfliehen, denn: „Am Ende zählt, was lindert.“(40) Diese Kultur der Ungenauigkeit ist zutiefst human, da sie die brutale Härte des Todes in einer hilfreichen Unschärfe zeigt, „die Freiheit und Spielräume eröffnet, in denen sich die traurige Brutalität des Todes auch vage und vernebelt zeigen darf“ (56). Vor die Wahl gestellt zwischen schonungsloser Aufklärung/gnadenloser Offenheit oder fürsorglicher Liebe/schonender Täuschung – etwa bei einem Moribunden – entscheide man sich aus Gründen der Humanität für Letzteres; denn eine vage Illusion ist nicht immer Verrat und brutale Ehrlichkeit kann gefühlsroh sein.

Kritische Anmerkungen: Zunächst muss dem Autor rein sachlich widersprochen werden, wenn er behauptet, für die Religionen, speziell für das Christentum, sei angesichts des hier in Aussicht gestellten Hoffnungspotenzials der „Tod nichts“ (17), werde also mit Tendenz gegen null heruntergespielt. Dazu wäre z.B. exemplarisch über das alttestamentliche Hiob-Buch oder über das neutestamentliche Verständnis des Kreuzestodes Jesu zu reden, was hier freilich angesichts der gebotenen Kürze nicht geschehen kann. Ins Gehässige steigert sich die Polemik, wenn dem christlichen Trostpotezial vorgehalten wird, dabei störe es den Gläubigen „nicht weiter, dass der Tote weder eine Adresse hinterlässt noch seinen Angehörigen Nachrichten schickt“ (79). Solche Auslassungen zeugen nicht gerade von philosophischer Hochkultur, sondern eher von Hatespeech am Atheisten-Stammisch (hier wäre das Verlagslektorat kritisch gefordert).

In gebotener Kürze noch ein Blick auf das Kernanliegen von Wetz und auf seine „Kultur der Ungenauigkeit“, die sicherlich in der skeptischen Linie seines Lehrers Odo Marquard mit dessen programmatischem „Abschied vom Prinzipiellen“ steht: Zu freihändig erscheint insgesamt das Verständnis von Wahrheit bei Wetz zu sein: Wenn diese „unerträglich wird, muss es erlaubt sein, sich auch mit einer Lüge erholen zu dürfen. Jeder Mensch braucht gelegentlich Urlaub von der Wahrheit ... Wir sollten ... manches verdrängen, herunterspielen, vergessen ... Mit der Wahrheit muss man es nicht immer ganz genau nehmen.“ (60 f.) Demgegenüber gibt es unzählige Erfahrungen von Sterbebegleitern (die nicht immer „hilflose Helfer“ sind), welche bezeugen, dass der Kranke ein Recht hat und einfordert, wissen zu wollen, wie es um ihn steht und trotz oberflächlicher Abwehr in seiner Tiefenschicht mit der Wahrheit konfrontiert werden will. Die Potenziale menschlicher Resilienz können gottlob größer sein, als Wetz veranschlagt. Vor seinem Remedium Rauschmittel sei aber gewarnt – zu Risiken und Nebenwirkungen frage man seinen Arzt oder Suchtberater.

Philipp Felsch

**Wie Nietzsche aus der Kälte kam
Geschichte einer Rettung**

München: C.H. Beck Verlag. 2022

287 Seiten m. s-w. Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-406-77701-1

Zwar sei das Bild der geldgierigen, von antisemitischen Obsessionen beherrschten Elisabeth Förster-Nietzsche, die ihren „geisteskranken Bruder“ vermarktet und verkauft hätte, „einer differenzierteren Einschätzung“ gewichen, schreibt Philipp Felsch. Aber der Autor zeigt in seiner Einleitung auch, wie es unter Elisabeths Einfluss dazu kommen konnte, dass seine Philosophie vom NS-Staat derart vereinnahmt wurde, dass der italienische „Duce“ 1943 eine Nietzsche-Gesamtausgabe mit der Widmung geschenkt bekam: „Adolf Hitler seinem lieben Benito Mussolini“.

Tatsächlich war es „die Schwester“, der es gelang, das Weimarer Nietzsche-Archiv völlig zu kontrollieren und zu einer „nationalen Pilgerstätte“ auszubauen. Mit der Publikation des „Willens zur Macht“ (1901) – nur ein Jahr nach Nietzsches Tod – präsentierte sie dem hochgespannten Publikum schließlich ein manipuliertes „Hauptwerk“, das völkischen Tendenzen Vorschub leistete und Träume vom „Übermenschen“ entfachte. Daher war es, wie der Berliner Kulturwissenschaftler auf fesselnde Weise zeigt, folgerichtig, dass Nietzsches Werk mit dem Untergang des „Dritten Reiches“ 1945, einer *Damatio memoriae*, einer Tilgung aus dem Gedächtnis des westlichen Geisteslebens, anheimfiel.

Dies äußerte sich, wie der prägnant und anspielerreich gewählte Titel (John le Carré: „Der Spion, der aus der Kälte kam“) zeigt, vor allem darin, dass mit Nietzsches Nachlass zwar keine Spionage-, sondern eine nicht minder fesselnde Editions-geschichte verknüpft ist. Felsch gelingt es, diese temporeich, reflektiert und spannend im Ost-West-Kontext nachzuzeichnen: Es waren zwei linke italienische Literaturwissenschaftler, Giorgio Colli (1917-1979) und sein Lieblingsschüler Mazzino Montinari (1928-1986), denen es – ironischerweise als vertrauenswürdigen Antifaschisten, Mussolini-Gegnern und Bundesgenossen der DDR – gelang, Nietzsche aus der Isolation



herauszuholen. Kurz gesagt: Sie erlösten den unzeitgemäßen Denker aus den eiskalten Katakomben des Archives und trugen zur Rettung und Rehabilitierung seines Denkens bei: durch ihr Lebenswerk der fünfzehnbändigen wortgetreuen „Kritischen Gesamtausgabe“ (de Gruyter).

„Während unter manchen westdeutschen Nietzscheanern noch immer das Gerücht kursiert, Nietzsches Nachlass sei nach dem Krieg auf einen sowjetischen LKW verladen worden“ und in Moskau gelandet, macht sich der akribische Philologe Montinari im April 1961 auf den Weg. „Diese Reise nach Weimar ist vielleicht das wichtigste Ereignis meines Lebens“, schreibt er wenige Tage später an Colli. „Ich war auf eine ganz eigene, unaussprechliche Weise bewegt, als ich zum ersten Mal ein Manuskript von Nietzsche in den Händen hielt.“ Zuerst will der von der DDR hofierte, aber auch überwachte Forscher im Goethe- und Schiller-Archiv nur die Handschriften für eine italienische Neuausgabe einzusehen, aber bald wird ihm klar: Die Edition des deutschen „Urtexts“ ist so fehlerhaft, dass die Sache völlig neu in Angriff genommen werden muss.

Tom Holland

Herrschaft

Die Entstehung des Westens

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 3. Aufl. 2021

619 Seiten

28,00 €

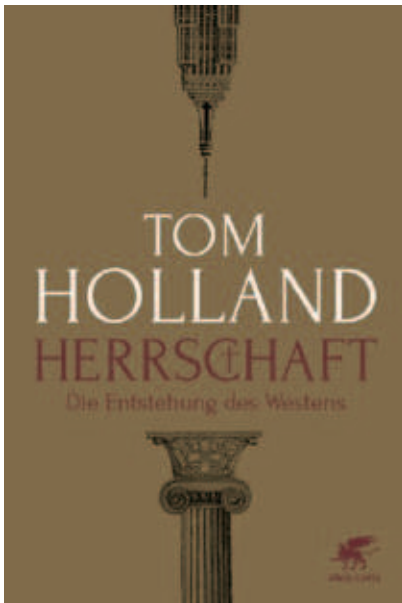
ISBN 978-3-608-98356-2

In den folgenden knapp zwei Jahrzehnten berichtet Montinari regelmäßig aus seiner Textwerkstatt. Er schwankt zwischen „Lust und Qual“, schreibt dem Wissenschaftsorganisator Colli nach Italien von quasisireneligen Höhenflügen, aber auch von psychischen Abstürzen. In dem Bemühen, eine gesicherte philologische Basis für die weitere Forschung zu schaffen, verfällt er einer obsessiven Suche nach Genauigkeit, in der er sich als Geistesverwandter des berühmten Autors erlebt. „Für mich“, so der in Weimar ruhelos Weiterarbeitende an seinen Lehrer, „erweist sich Nietzsche als große Prüfung. Ich weiß nicht, wie ich Dir erklären soll, dass diese Arbeit gerade deshalb immer mehr zu meiner Arbeit wird, weil sie so qualvoll ist.“

Mit ihrer Buchstabentreue, so Philipp Felsch, vollbrachten die nur noch als Colli/Montinari zitierten Herausgeber der Gesamtausgabe eine gewaltige Vorleistung für die Forschung. Die Kenner der europäischen Geistesgeschichte ließen sich dabei von der Idee leiten: Ohne die Wiederherstellung von Friedrich Nietzsches Textwelt sei überhaupt kein angemessenes Verständnis unseres Zeitalters möglich; sie machten die Stimme des Philosophen wieder hörbar. „Eine philologische Großtat.“

Thomas Brose

Inmitten eines religiösen Wandels, der Deutschland, Europa, ja die gesamte westliche Welt erfasst hat, gibt es immer wieder Stimmen, die auf die Bedeutung des Christentums für die Prägung des Abendlandes hinweisen. Neben Philosophen (Tim Crane, François Jullien) und Theologen (Manfred Lütz, Jörg Lauster) melden sich dabei selbstverständlich auch Historiker zu Wort. Einer von ihnen ist der Bestseller-Autor Tom Holland, der in seinem 600-seitigen Werk „die Entstehung des Westens“ nachzeichnet. Die leitende Perspektive seiner Darstellung wird durch den radikalen zivilisatorischen Umbruch bezeichnet, den die Ausbreitung des Christentums in der Antike und die von ihm ausgehenden Impulse für die Jahrhunderte danach bewirkten: „Meine Zielsetzung ist sowieso schon anmaßend genug: herauszufinden, wie es dazu kam, dass wir im Westen wurden, was wir sind, und so denken, wie wir denken. [...] Zweitausend Jahre nach der Geburt Christi muss man nicht an seine Auferstehung glauben, um von dem beachtlichen, um nicht zu sagen unausweichlichen Einfluss des Christentums geprägt zu sein.“



Der beachtliche Einfluss, von dem Holland spricht, kristallisiert sich in einer in der westlichen Gesellschaft tief verankerten Mentalität heraus, die er im Vorwort seines opus magnum mit Bezug auf seine eigene Biographie folgendermaßen charakterisiert: „Je mehr Jahre ich mit dem Studium der klassischen Antike zubrachte, desto fremder fand ich sie [...] Nicht nur [die in ihr vorkommenden] extremen Auswüchse an Herzlosigkeit bereiteten mir Unbehagen, sondern das vollständige Fehlen eines Gespürs dafür, dass die Armen oder Schwachen auch nur den geringsten Eigenwert haben könnten.“ Das in ihm vorhandene spezifische moralische Empfinden definiert Holland als christliche Prägung, die, in den Gesellschaften des Westens tief in das kollektive Bewusstsein eingedrungen, mittlerweile auch ohne Vorhandensein eines Gottesglaubens weiterwirkt.

Wie ist es nun zu einem solchen Ethos gekommen? Nach der Lektüre des Buches gelangt der geschichtlich Interessierte zu dem Schluss, dass der beträchtliche Umfang der Abhandlung nicht dazu dient, die enorme Belesenheit des Autors und dessen Detailkenntnis über die Epochen hinweg darzustellen, sondern dazu, in einer Art anschaulichem Beweisgang zusehends plausibel zu machen, warum sich eine Chronologie von Ereignissen und Entwicklungen auf eine so überraschende Weise als Prozess der Entfaltung des christlichen Ethos auf mehreren Kontinenten interpretieren lässt, wie dies Tom Holland tut. Trotz der langen (und dennoch kohärenten) Gesamtargumentation lassen sich die vorgetragenen Episoden getrennt voneinander lesen und verstehen; der narrative Duktus macht das Buch bei einer solchen Verwendung im hohen Maß auch für den schulischen Unterricht tauglich.

Dass es sich bei aller geschichtstheologischen Bedeutsamkeit um einen Nicht-Theologen handelt, der hier erzählt – das Werk kann tatsächlich als eine große lange Erzählung verstanden werden und erinnert in dieser Hinsicht an das Buch „Griechische Geschichte erzählt“ von Klaus Rosen – hat neben dem Aufklärungscharakter im Hinblick auf den blinden Fleck des Westens etwas sehr Erfrischendes: Die hier referierte Weltgeschichte wird unter neuer Perspektive aufgerollt; diese erzeugt Staunen, lässt den einen oder anderen Übersetzungs- oder Lektoratsfehler verzeihen und den Leser in einem veränderten Wissen um das Gewordensein dessen, was wir als den säkularisierten Westen begreifen, zurück.

Jochen Ring

Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)

Solidarität und Verantwortung oder

Was Europa zusammenhält

Koordinaten Europas Band 1

Göttingen: Wallstein Verlag, 2022

378 Seiten m. Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-8353-3768-8

Publikationen, die sich in besonderer Weise um Tagesaktualität bemühen, stehen in einer spezifischen Gefahr. Was im Moment der Planung und Durchführung eines solchen Projektes von drängender Aktualität ist, kann zum Zeitpunkt der Veröffentlichung schon überholt sein. So ist es dem vorliegenden Sammelband ergangen, der angesichts der Corona-Epidemie, der Finanzkrise, des Klimawandels und der nach Europa strömenden Migrationsbewegungen die Frage stellt, was Europa zusammenhält. Das Titelbild zeigt eine über der europäischen Landkarte schwebende Rettungsweste, und dass der Rand des Buchdeckels dabei ausgerechnet die Ukraine durchschneidet, wird zur traurigen Allegorie. Erst recht wirkt es aus der Zeit gefallen, wenn ein Beitrag die Europäische Union nicht nur einen „Glücksfall der Geschichte“ nennt, sondern als Begründung dafür anführt, „Frieden und Freiheit, Menschenwürde und Wohlstand, die radikale Antithese zu den den Kontinent über Jahrhunderte prägenden Erfahrungen von Krieg und Unterdrückung, Barbarei und Vernichtung“ seien „zur neuen Identität und Realität Europas“ geworden.



Allerdings geht der Tenor der meisten Beiträge keineswegs so sehr an der vom Ukrainekrieg geschaffenen Realität vorbei, wie das Titelbild und die zitierte Feststellung suggerieren. Vielmehr machen viele Autoren auf einen Befund aufmerksam, den der verstorbene Kirchenhistoriker Arnold Angenendt in seinen mentalitätsgeschichtlichen Studien als den menschlichen „Gentilismus“ behandelt. Damit ist die angeborene und in diesem Sinne natürliche Neigung des Menschen gemeint, nur Mitglieder des eigenen Sippenverbandes oder der eigenen Nation als seinesgleichen anzuerkennen. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, dass es Sprachen gibt, die kein eigenes Wort für die Universalie Mensch besitzen. Insofern macht der Mitherausgeber Holger Zaborowski in seinen begriffsanalytischen Überlegungen deutlich, dass Solidarität die menschliche Fähigkeit bedeutet, diese Neigung zu überwinden und damit auch den Fremden und ganz Anderen über alle Differenzen hinweg als seinesgleichen anzuerkennen. Diese Fähigkeit müsse der menschlichen Natur darum in einem Prozess kultureller Prägung durch ein moralisches Sollen abgetrotzt werden. Liebe zu den eigenen Angehörigen als angeborene Neigung sei deshalb keine Solidarität. So machen neben Holger Zaborowski auch Barbara

Zehnpfennig und Andrea Nahles darauf aufmerksam, dass gerade der christliche Gedanke einer Gotteskindschaft aller Menschen in Europa die bewusstseinsgeschichtlichen Voraussetzungen bereitgestellt hat, um die genannte gentilistische Neigung zu überwinden. Dies gilt bis in seine säkularisierte Gestalt des neuzeitlichen Naturrechtsdenkens hinein.

Damit taucht allerdings ein neues Problem auf. Denn es handelt sich dabei um eine partikuläre Tradition, die einen universalen Anspruch formuliert, und damit fällt der Blick auf solche Nationen und Kulturen, die außerhalb dieser Tradition stehen und sich den darin entwickelten Geltungsansprüchen versagen. Vor allem wird von hier aus auf bedrückende Weise verständlich, was der Ukraine-Krieg zeigt: dass nicht jeder Staat, der auf dem Terrain Europas liegt, in diesem Sinne europäisch denkt.

Man darf hinzufügen, dass dieses Problem nicht nur außenpolitisch auftritt, sondern gerade auch innerhalb solcher Gesellschaften begegnet, die für sich in Anspruch nehmen, ihre Menschenrechtslektion gelernt zu haben. Denn auch die gegenwärtige Identitätspolitik fällt in für überwunden gehaltene archaische Verhaltensmuster zurück, wenn sie die Würde des Menschen nicht mehr in seinem Sein, sondern in seinem jeweiligen So-Sein erkennt, und denjenigen, die das nicht einsehen, Phobien zuschreibt. Eine Einseitigkeit des vorliegenden Bandes liegt darin, dass die innergesellschaftliche Produktion von Feindbildern primär als ein Problem derer behandelt wird, die wir der politisch rechten Szene zurechnen. Er thematisiert zu wenig, wie in der linken und identitätspolitischen Szene der legitime Kampf gegen Diskriminierung in eine ganz neue Diskriminierung der – oft nur angeblichen – Diskriminierer mündet.

Gerd Neuhaus

Volkmar Nüssler

**Die beste Medizin kommt aus der Küche
Was eine gesunde Ernährung zur Rettung des
Planeten beiträgt**

Frankfurt: Westend Verlag, 2023

280 Seiten

25,00 €

ISBN: 978-3-86489-379-7

Prof. Dr. med. Volkmar Nüssler ist Onkologe und leitet das Tumorzentrum in München. Das Buch ist eine Frucht der Projektgruppe „Ernährung und Krebs“, die das Manual für onkologisch tätige Medizinerinnen herausgibt. Zum Thema gesunde und umweltschonende Ernährung kam er über einen Kochkurs mit Hans Haas, in dessen Sterneküche nichts weggeworfen wird. Was Gesunden hilft, brauchen Patienten erst recht. Deshalb hat die Arbeitsgruppe an verschiedene Kliniken Küchen für nachhaltige Ernährung eingerichtet, welche die Genesung der Patienten unterstützt und nicht viel mehr kostet, weil man auf regionales und saisonales Essen achtet.

Schlüssel für eine gesunde Ernährungsweise ist die Reduzierung des Fleischkonsums. Wenn Fleisch gegessen wird, ist auf artgerechte und regionale Tierhaltung zu achten. Die weltweite Zunahme von Adipositas korreliert mit steigendem Wohlstand, der wiederum mit erhöhtem Fleischverzehr einhergeht. Zwei Drittel der landwirtschaftlichen Fläche wird zur Erzeugung von Fleisch, Eiern, Milch etc. beansprucht – nicht nur in Deutschland, sondern auch global. Allein durch den verringerten Konsum dieser tierischen Erzeugnisse ließen sich problemlos die prognostizierte Weltbevölkerung von 10 Mrd. Menschen ernähren.



Ausführlich erklärt Nüssler, weshalb ein unbeschädigtes Mikrobiom, die ungezählten Bakterien und Mikroben, im Darm eine zentrale Rolle spielt und welche Nahrungsmittel dienlich oder schädlich sind. Antibiotika schädigen das Mikrobiom.

Nach einer Aufzählung dessen, was zu einer gesunden Ernährung gehört, verweist er auf Lebensmittel, die mit Vorsicht zu genießen sind. Dazu gehören Salz und Zucker, die in vorproduzierten Produkten oftmals versteckt vorkommen und negative Auswirkungen auf das Herz-Kreislauf-System haben. Konservierungsmittel und Smoothies enthalten oft eine lange Liste an problematischen Stoffen. Regionale und saisonale Erzeugnisse möglichst aus der Biolandwirtschaft sind bei „umstrittenen“ Nahrungsmitteln wie Milch und Fleisch die bessere Wahl. Lebensmittel-fälschungen gibt es am häufigsten bei Honig, Milch und Olivenöl sowie bei teuren Produkten wie Safran. Rauchen und Alkohol schädigen die Gesundheit und haben ein hohes Suchtpotenzial. Fettige scharf gewürzte Snacks machen zwar nicht in dem Sinne süchtig, regen aber dazu an, mehr davon zu essen. Vorproduzierte und haltbar gemachte Lebensmittel enthalten ebenfalls Inhaltsstoffe, die nicht gesundheitsdienlich sind.

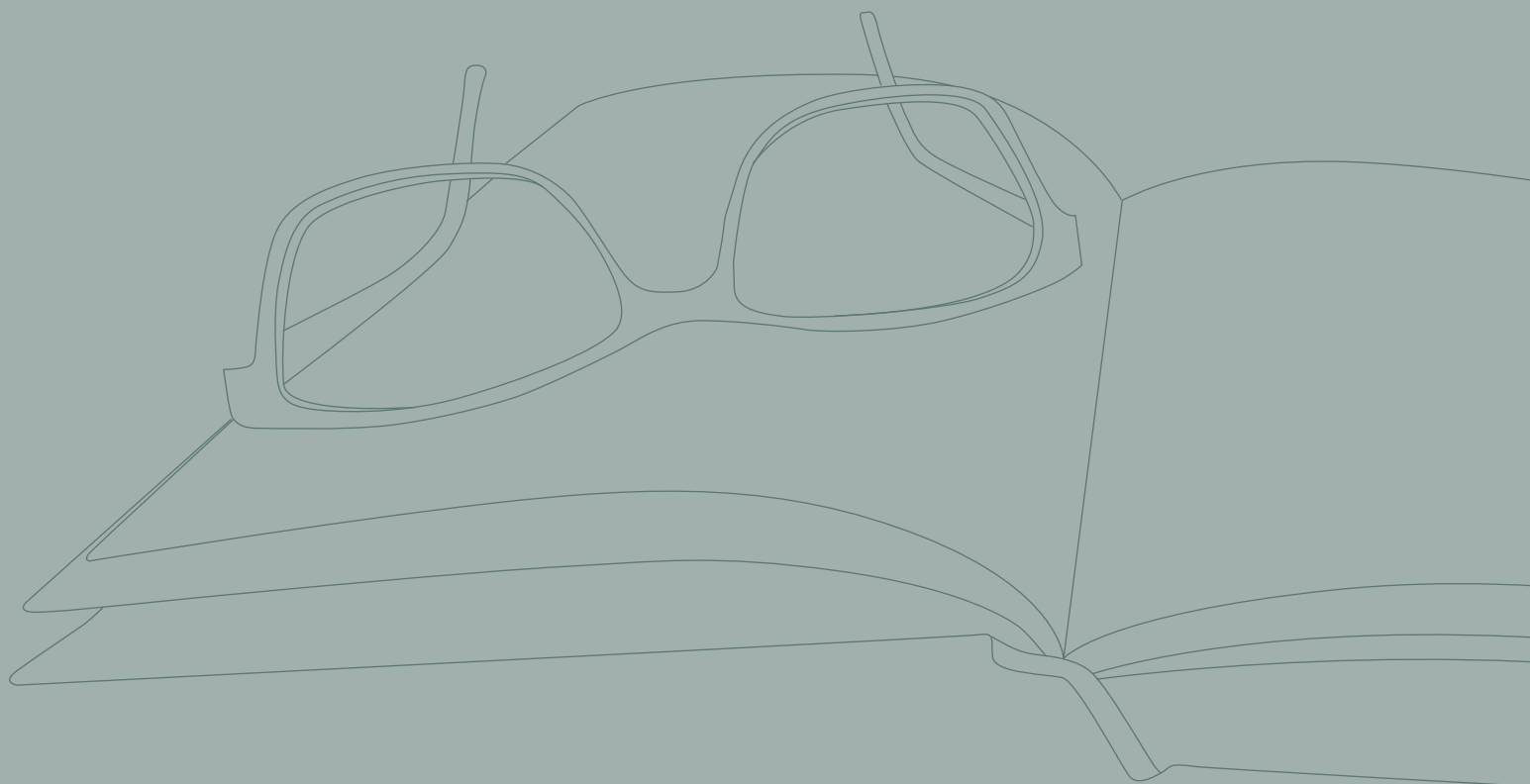
Der Umstieg auf pflanzenbasierte Ernährung, ÖPNV, Fahrrad und Fuß hätte enorme Auswirkungen auf vermiedene Emissionen ebenso wie auf die Reduktion chronischer Krankheiten. Regelmäßige Bewegung und Sport gehören zu einer gesunden Lebensweise. Fasten ist nur Gesunden zu empfehlen, wobei das Intervallfasten neben der Gewichtsabnahme auch mental positive Folgen hat. Bei aller Aufklärung über unsere alltäglichen Lebensmittel verweist Nüssler auf wissenschaftliche Studien. In der medialen Öffentlichkeit wird vieles schöngefärbt. Deshalb gibt es Organisationen wie Foodwatch. Ausgesprochen hilfreich sind die Zusammenfassungen am Ende der Kapitel.

Gegen Ende finden sich auf 80 Seiten Rezepte von den Sterneköchen Franz Keller, Martin Faustler, Anna Matschler und Sigi Schelling – jeweils mit Kommentaren des Verfassers zu den gesundheitlichen Besonderheiten der Zutaten. Das letzte Kapitel richtet sich an Krebspatientinnen und -patienten mit hilfreichen Adressen und Mutmachgeschichten.

Was gesund ist, dient dem Klima und der Biodiversität. Im Unterschied zur Energie- und Mobilitätswende ist die Ernährungswende schon heute bei einem selbst machbar. Es ist ein Buch, welches Lust auf Kochen macht.

Georg Horntrich

☪ PÄDAGOGIK / RELIGIONSPÄDAGOGIK



Silvia-Iris Beutel /Birgit Xylander
Gerechte Leistungsbeurteilung
Impulse für den Wandel
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Philipp Reclam Verlag. 2021
85 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-15-014201-1

Noten sind meist nicht „gerecht“ – darin sind sich sicherlich viele Akteure im Handlungsfeld Schule einig. Die Ziffern spiegeln nicht wider, ob zuhause Unterstützung stattfindet, ob Anstrengung investiert wurde, um etwas, das man zuvor schwer fand, endlich zu schaffen und ein Erfolgserlebnis wahrzunehmen, ob Unterricht fachlich oder auf der Beziehungsebene „gut“ war. Nichtsdestotrotz bestimmen Noten die Lern- und Leistungskultur unseres Schulsystems.

Der vorliegende Band plädiert für eine gerechtere Leistungsbeurteilung, die mit einer neuen Lernkultur einhergehen muss. Die Autorinnen, die beide an der Deutschen Schulakademie mitarbeiten, geben einen Impuls, die etablierten Bewertungssysteme angesichts der Aufgaben und aktuellen Herausforderungen von Bildung zu hinterfragen sowie konkret einen Wandel von Lernkultur in der jeweiligen Schulentwicklung anzugehen.



Zunächst werden aktuelle Debatten und Anforderungen an Bildung als Ausgangspunkt und Rahmen einer zu verändernden Lernkultur angesprochen. Gerade vor dem Hintergrund der Homeschooling-Erfahrungen während der Corona-Pandemie identifizieren beide Pädagoginnen die Notwendigkeit eines „Lern- und Leistungskonzept[es], das primär auf die Lernenden selbst, deren Lernbedingungen, Innovationskraft und Ideenreichtum setzt“. Lebensweltorientiert müssten Lernanlässe aufgenommen werden, digitale Beteiligung und individuelles Lernen gefördert und damit Ungleichheit verringert werden. Die zentrale Aufgabe von Schule sehen die Autorinnen darin, demokratisches Denken und Handeln zu ermöglichen, was wiederum nur durch Beteiligung der Lernenden möglich sei. Sie stellen den historischen Wandel des Leistungsverständnisses im Kontext Schule dar und verweisen auf Kinderrechte und Inklusion.

Lohnenswert sind die Aussagen der Autorinnen zur Umsetzung lern- und entwicklungsgerechter Leistungsbeurteilung. Es wird anhand beispielhafter Erlasse unterschiedlicher Bundesländer dargestellt, dass diese sehr wohl einen Gestaltungsrahmen für beteiligende und förderliche Leistungsbeurteilung bieten – dem allerdings die Festlegung auf eine Notenvergabe entgegensteht. Kollegien, „die im Aufbau eines vielfaltgerechten Lern- und Leistungssystems ein wesentliches Gelingenselement ihrer Verantwortung für erfolgreiche Bildungsbiografien“ sehen, könnten durchaus neue Leistungsbeurteilungssysteme aufbauen. Initiativkräfte könnten dabei Impulse aus der Reformpädagogik sowie innovative Lernmodelle sein. Mit Verweis auf den Deutschen Schulpreis werden Beispiele von Schulen, die z.B. mit Lernlandkarten oder Lernentwicklungsberichten arbeiten, genannt. Die Autorinnen fordern, Reformen national und international zu beschleunigen sowie die empirische Bildungsforschung auszuweiten bzw. deren Ergebnisse den Lehrenden zugänglich zu machen.

Schulen, die eine gerechtere Leistungsbeurteilung entwickeln wollen, werden Praxisratschläge an die Hand gegeben: Die vorhandenen Spielräume in den Schulgesetzen sollten genutzt, Impulse aus anderen Schulen gesucht und, soweit sinnvoll adaptiert, Schulversuche gewagt werden; Eltern und Lernende seien zu beteiligen. Die Autorinnen stellen den Nutzen von Projektunterricht und dialogischer Lernreflexion, z.B. in Form von Bilanz- und Zielgesprächen, heraus.

Dass Silvia-Iris Beutel, Professorin für Schulpädagogik und Allgemeine Didaktik, und Birgit Xylander, ehemalige Schulleiterin, fundiert wissenschaftliche und praxisbezogene Perspektiven einbringen, macht die Qualität dieses Bandes aus. Ihr in der Einleitung definiertes Ziel, Mut und Interesse für Schulentwicklung zu machen, die auf einen Wandel hin zu einer gerechteren Leistungsbeurteilung abzielt, erreichen die Autorinnen mit dem kurzen Reclam-Büchlein. Schade, dass die Impulse hin zu solch einer Entwicklung nur angerissen werden. Wünschenswert wäre es, es würde nicht nur z.B. „evidenzbasierte[r] Forschung zur Notengebung“ genannt, sondern deren Ergebnisse auch kurz skizziert. Die Praxisbeispiele aus unterschiedlichen Schulen sind zwar anschaulich, werden aber nur oberflächlich angerissen. Die offene Frage ist, wie ein Schulentwicklungsprozess ganz konkret angestoßen werden kann, so dass die zu beteiligenden Teams und Gremien Mut, Diskussionen und Zeit investieren, um – sich nicht mehr auf Notenziffern zu konzentrieren, sondern – Lernorganisation, Lernkultur, Lernziele und Leistungsbeurteilung neu zu denken.

Antonia Bräutigam

Jutta Standop
Digitale Medien in der Schule
Mit E-Book inside

Weinheim: Beltz Verlag. 2022
250 Seiten
24,95 €
ISBN 978-3-407-63127-5

Das Werk „Digitale Medien in der Schule“ verspricht, die aktuellen Forschungsergebnisse über den Einsatz digitaler Medien in der Schule zusammenfassend darzustellen und hieraus Implikationen für die pädagogische Praxis abzuleiten. Hierbei berücksichtigt die Autorin Erkenntnisse um die Bedeutung digitaler Medien in Gesellschaft, der Nutzung derselben bei Kindern und Jugendlichen als auch deren Bedeutung für medienpädagogische Zusammenhänge. Ferner skizziert Jutta Standop die Konsequenzen für die Aufgaben von Schule und die erforderlichen Kompetenzen von Lehrkräften in einer postdigitalen Gesellschaft.

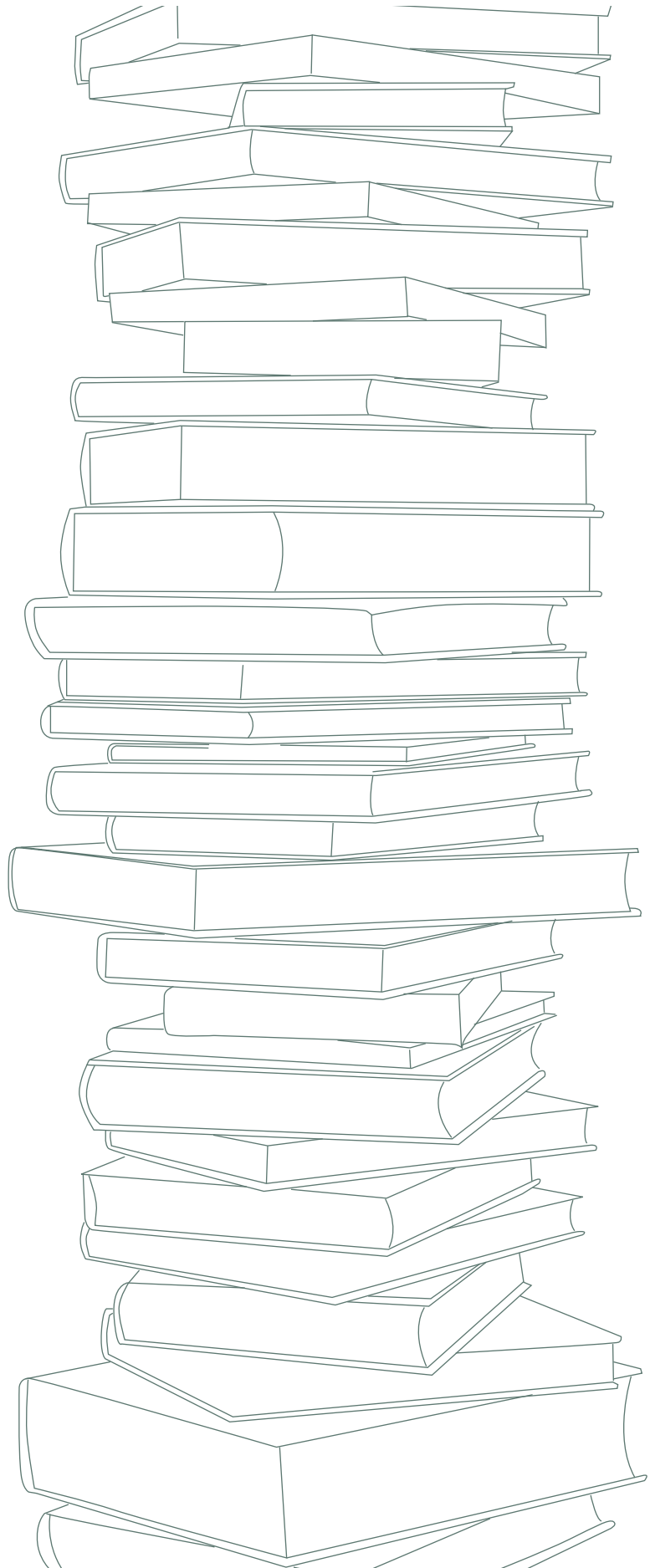
Angesichts des sehr ambitionierten Unterfangens, das ausgehend von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen einen Bogen zu konkreten Möglichkeiten digitaler Medien und Werkzeuge für den Unterricht schlägt, erscheint es im Hinblick des recht kompakten Formats von knapp über 200 Seiten nur folgerichtig, dass die Autorin auf tiefere Diskussionen einzelner Studien oder eingehende Beschreibungen verzichtet. Aus handwerklicher Perspektive leistet sich die Veröffentlichung keine bemerkenswerten Kritikpunkte und kommt routiniert daher. Letztlich sind die Stärken als auch die Schwächen des Werks diesem – für die wissenschaftliche Publizistik gängigen – Format geschuldet. Ob das eingangs beschriebene Vorhaben gelungen ist und das Werk einen informativen Zugewinn darstellt, hängt nicht zuletzt vom Erwartungs- und Wissenshorizont der Leserinnen und Leser ab. Einerseits bietet es einen sehr guten orientierenden Überblick, der insbesondere für fortgeschrittene Studierende und Lehramtsanwärter im Vorbereitungsdienst wertvoll ist. Neben den Implikationen für die Schulpädagogik spielt in diesem Zusammenhang die Bedeutung für die notwendigen Kompetenzen der Lehrkräfte



eine wichtige Rolle. Andererseits – wenn die Autorin Grundlagenwissen (wie das Schema zur Unterrichtsplanung der kritisch-konstruktiven Didaktik nach Klafki) repetiert, welche fachlich kundige Leser womöglich überfliegen – werden Einsteiger ohne Vorwissen aufgrund der Kürze der Darstellung kaum ausreichend folgen können. Für Lehrkräfte, die erfahrungsgemäß Fachliteratur nach dem konkreten Nutzen für die Unterrichtspraxis bewerten, bietet das Buch eine kompakte Systematik zu digitalen Werkzeugen für den Unterricht, wobei das Buch auf die Nennung konkreter Beispiele und deren Einsatz verzichtet. Das mag einerseits enttäuschen, entspricht jedoch dem Format der Veröffentlichung; zudem altert eine Verhandlung von digitalen Medien in Printprodukten erfahrungsgemäß rasch.

Abhängig vom eigenen Wissensstand und Erkenntnisinteresse kann für das Buch eine Empfehlung ausgesprochen werden – jedoch mag vor einer Kaufentscheidung ein Blick ins Buch ratsam sein.

Matthias Cameran



Simon Schwartz
Nachts im Dom
Ein Comicführer durch den Limburger Dom

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag. 2022

56 Seiten m. farb. Abb.

14,90 €

ISBN 978-3-7954-3737-4

„Das ist aber ein Hingucker!“, dachte ich, als ich das erste Mal den Comicführer durch den Limburger Dom in der Hand hatte. Ein cooles Design, das Lust macht, sich den Domführer genauer anzuschauen.

Das Buch nimmt die Lesenden mit auf ein Abenteuer durch den Dom: Wir begleiten Nico aus Limburg und Georgia, seine englische Partnerin beim Schüleraustausch, bei ihrer Tour durch den nächtlichen Limburger Dom und erleben mit ihnen gruselige, spannende und auch lustige Begegnungen mit Personen und Figuren aus Gegenwart und Vergangenheit. Ob Küster, Drache oder Bischof – im Dom ist nachts eine Menge los! Nebenbei erhält man viele Informationen rund um Bau- und Bistumsgeschichte und warum der Dom aussieht, wie er aussieht.

Die Idee, einen Domführer in Form eines Comics zu gestalten und so ein jüngeres Publikum zu erreichen, ist gut. Die Zeichnungen sind ansprechend und detailreich. Kleine Rätsel und Aufgaben sowie Seiten zum kreativen Gestalten unterbrechen die Geschichte von Nico und Georgia, fügen sich aber gut in das Geschehen ein und lockern die Abläufe auf.

Doch die erste Begeisterung wird etwas gedämpft, wenn man die Inhalte genauer betrachtet. Zunächst stellt man sich die Frage: Welche Altersgruppe ist eigentlich angesprochen? Denn für Kinder im Vorschulalter mögen die Ausmalbilder und Rätsel interessant sein, mit der Sprache des Comics dürften sie aber wohl Schwierigkeiten haben. Kinder im Grundschulalter mögen zwar mit der Geschichte an sich besser zurechtkommen, dennoch wird einiges an Vorwissen vorausgesetzt. Zwar gibt es für manche Fremdwörter ein Glossar am Ende des Buches; aber auch die dort zu findenden Erklärungen sind nicht ohne: So wird bei der Beschreibung, um was



es sich bei einem „Dom“ handelt, das Wort Kathedrale eingeführt – ob diese Erklärung hilfreich ist? Oder braucht es wirklich eine ausführliche Liste aller Bischöfe von Limburg, um zu verstehen, was eine Bischofsgruft ist? Auch in manchen Szenen klingen Nico und Georgia eher wie junge wandelnde Lexika und weniger wie Kinder und Jugendliche der Gegenwart.

Der Domführer will viel – vielleicht zu viel: Kirchenraumpädagogik, Bau- und Bistumsgeschichte, Hinführungen zu Sakramenten, Erklärungen zu den Festen im Jahreskreis und viele katholische Vokabeln. Eine klarere Fokussierung hätte dem Comicführer an manchen Stellen gutgetan. Trotz der aufgeführten Kritikpunkte gibt es viel Positives: Die Zeichnungen und die liebevolle und detaillierte Gestaltung der Bilder sind sehenswert und ermöglichen es, in die Architektur und Ausstattung des Limburger Doms einzutauchen, auch wenn man nicht vor Ort ist: Beispielsweise ist die Darstellung der Altarfenster von Hubert Spierling wirklich eindrucksvoll und definitiv sehenswert! Wer einen „Hingucker“ und etwas anderen Domführer sucht, dessen Schwerpunkt auf der Gestaltung liegt, der wird mit diesem Exemplar Freude haben.

Claudia Pappert

Monika Tworuschka
Angst am Drachenfels
Jugendkrimi gegen Gewalt

Hohenwarsleben: Westarp BookOnDemand. 2022
200 Seiten
19,95 €
ISBN 978-3-96004-125-2

Die Jugendlichen Zahra, Lena, Firas, Leila, Sebastian und Adil planen einen gemeinsamen Ausflug zum Drachenfels und eine Schifffahrt auf dem Rhein. Durch die Verkettung verschiedener Ereignisse kommen sie den Vorbereitungen für ein Attentat auf die Spur. Um das Unglück zu verhindern, agieren sie alle auf ihre ganz eigene Weise mutig miteinander.

Der Roman stellt auf gut verständliche und prägnante Weise die kulturellen und religiösen Hintergründe der aus Syrien geflohenen jugendlichen Muslime Zahra, Adil, Firas und Leila vor und zeigt sie im Kontext des Zusammenseins mit ihren in Deutschland neu gefundenen Freunden Lena und Sebastian. Viele Episoden beschreiben religiöse Praktiken von Muslimen und erklären deren Entstehung und Bedeutung. Somit werden in die immer spannender werdende Handlung unaufdringlich Informationen beispielsweise über das Verständnis und die Auslegung des Korans, die fünf Säulen des Islams und die verschiedenen Lebensdeutungen von Muslimen eingeflochten. Beschrieben werden auch Personen, die Gewaltverherrlichung und Extremismus mit dem Koran rechtfertigen. Wie diese vorgehen, um in Deutschland lebende Muslime anzuwerben, wird nachvollziehbar dargestellt und regt den Lesenden zum Nachdenken an, warum die beschriebenen Motive so gut greifen. Einfache Antworten auf schwierige Fragen und Heilsversprechen, die auf sehnsuchtsvolle und verletzte Gemüter treffen, werden ebenso als Motiv dargeboten wie der unterschwellige Rassismus und die häufig allzu undifferenzierten Vorurteile gegenüber Menschen, über deren Herkunft und Religion nur rudimentäre Kenntnisse vorhanden sind.



Im Religionsunterricht, aber auch in anderen Schulfächern lässt sich der Roman gut einsetzen, da er von überschaubarem Umfang ist und viele Diskussionsanregungen über Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Vorurteile sowie Freundschaft, Sehnsucht und Leiderfahrungen bietet. Ratsam ist es, eine Überarbeitung des Textes hinsichtlich der Interpunktion vorzunehmen, da diese uneinheitlich ist und den Lesefluss hemmt; nicht gerecht wird dies der guten und gelingenden Intention des Romans, einen Beitrag zur Aufklärung über verschiedene Aspekte des Islams für Jugendliche zu leisten, und somit Toleranz und gegenseitige Wertschätzung zu fördern.

Ivonne Schweitzer

Andreas Gloy / Thorsten Knauth / Halima Krausen u.a.

Gott und Göttliches

Eine interreligiöse Spurensuche

Unterrichtsmaterialien für die Sekundarstufe mit
CD-ROM

Berlin: Cornelsen Verlag, 2018

144 Seiten m. farb. Abb.

25,00 €

ISBN 978-3-06-065516-8

In der Reihe „Interreligiös-dialogisches Lernen“ des Kösel-Schulbuchverlages thematisiert Band 8 die „interreligiöse Spurensuche [nach] Gott und Göttliche[m]“ für Schülerinnen und Schüler der Klassen 8 bis 10. Die Reihe ist konsequent interreligiös und einer den Prinzipien Dialog und Perspektivwechsel verpflichteten Didaktik konzipiert: Ein Autorenteam sogenannter „Religionskundiger“ bringt jeweils eine spezifische persönliche Perspektive ein, hier konkret: eine Jüdin, ein Christ, eine Muslima, eine Alevitin, ein Hindu, ein Buddhist, aber auch ein atheistischer Rationalist. Bereits der Entstehung dieses ambitionierten Materials geht ein Prozess des Dialogs und gemeinsamen Arbeitens und Entwerfens voraus, das von einem Expertenteam begleitet wird.

Zentrales Element dieses Unterrichtswerks ist ein Wimmelbild, das dazu einlädt, Spuren des Göttlichen bzw. der Transzendenz im Alltag zu entdecken. Ausgangspunkt für die Motive des Bildes war die Befragung von Jugendlichen aus Nordrhein-Westfalen und Hamburg. Es zeigt explizit religiöse Symbole und Szenen etwa auf Plakaten an einer Litfaßsäule, auf einem Friedhof, an Gotteshäusern verschiedener Religionen oder bei einer Meditation, aber auch die Erfahrung von Liebe, Barmherzigkeit, Fürsorge u.a. in zwischenmenschlichen Situationen, verschiedene Szenen von Naturerfahrungen sowie metaphorische Darstellungen wie einen fliegenden Stein, ein Männchen auf einem Regenbogen u.a. Das Wimmelbild ist dabei zentrales Unterrichtsmedium, da seine Motive immer wieder neu entdeckt und aus verschiedenen Blickwinkeln interpretiert werden. Im eigenen Suchen, Entdecken, im Dialog miteinander sowie in der reflexiven und kreativen Auseinandersetzung mit



den dargebotenen Deutungsangeboten können die Schülerinnen und Schüler eine eigene Position zur Frage nach Gott und möglichen Gotteserfahrungen entwickeln. Grundlegend für das Gelingen ist dabei der respektvolle Dialog im Klassenzimmer, bei dem Offenheit und Toleranz für verschiedene Perspektiven sowie Achtsamkeit gegenüber der grundlegenden Unverfügbarkeit einer transzendenten Wirklichkeit eingeübt und praktiziert werden. Zugleich kann das Wimmelbild als didaktische Landkarte den Lernfortschritt widerspiegeln, da alle Unterrichtsbausteine Bezug auf Motive des Bildes nehmen – dazu findet sich auf der beiliegenden CD-ROM eine schwarz-weiße Vorlage des Bildes, auf der z.B. behandelte Szenen nach und nach farblich gestaltet werden können.

Die Unterrichtsbausteine sind in drei Themenblöcken zusammengefasst: „Wir suchen im Wimmelbild“ lädt zunächst sehr offen und subjektiv zum Entdecken von Spuren des Transzendenten und zur religionskundlichen Erschließung der zahlreich darin enthaltenen religiösen Symbole ein, deren Bedeutung in Kurztexten durch die Experten erläutert werden. Die vielfältigen Weisen, in denen man Gotteserfahrungen machen kann, werden in kurzen Erzählungen der Experten dargeboten. Diese reichen von explizit religiösen Ritualen etwa in einem Hindu-Tempel oder beim Besuch der Kaaba in Mekka über Naturerlebnisse über zwischenmenschliche Erlebnisse bis hin zum Erleben des Transzendenten in Traum und Krimi-Lektüre. Teilweise lassen die Experten, die ja explizit als Religionskundige zur Sprache kommen, in ihren kurzen Erzählungen bewusst ihre spezifische religiöse Perspektive einfließen, etwa wenn aus dem Alevitentum zitiert wird, die Gotteserkenntnisse liege in der Selbsterkenntnis, und dies an einem Alltagsbeispiel ausgeführt wird. Diese Beispiele sind jedoch durchgängig aus einer Erwachsenenperspektive erzählt, wenn es etwa um den Umgang mit einem Studierenden oder das Hören eines inspirierenden Vortrags geht. Hier muss im Unterricht eine Beziehung zu analogen Erfahrungen aus der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler hergestellt werden. Wenn Thorsten Knauth als Experte für die christliche Perspektive die traumhafte Begegnung mit einem grün gekleideten Männlein, mit dem er ein gemeinsames Mahl einnimmt, beschreibt, stellt sich die Frage, ob es nicht zwangsläufig zu Missverständnissen führt, wenn die Schülerinnen und Schüler ein solches Erlebnis tatsächlich dem Christentum zurechnen. Der erste Themenblock schließt über das Bild eines zu erklimmenden Gipfels mit der Frage, was dem Leben Halt geben kann, die in vielseitigen Aufgaben erschlossen wird.

In einem zweiten Themenblock geht es um das Nachdenken über Gottesvorstellungen. Dabei wird ausgehend von einem auf dem Wimmelbild dargestellten Gedankenexperiment philosophisch die Frage nach der Allmacht bedacht, dem schließt sich die Theodizeefrage an. Für einen achtsamen Umgang mit dem Namen Gottes in gegenseitigem Respekt sensibilisiert die letzte Einheit dieses Themenblocks. Wiederum werden konsequent dialogisch und mehrperspektivisch Antwortversuche aus den Perspektiven der Religionskundigen gegeben.

Der letzte Themenblock bietet verschiedene voneinander unabhängige Unterrichtsbausteine zu Traditionen der einzelnen Religionen, die wiederum in dialogischer Perspektive bearbeitet werden. Dabei ist die Auswahl der Themen (Die 99 schönsten Namen Gottes, Wo wohnt Gott? – Auseinandersetzung mit einer chassidischen Geschichte, Ethische Konsequenzen des Gottesglaubens, Gott und Krieg, Gebote und Regeln, Buddhafiguren als Deko?, Vom angemessenen Umgang mit religiösen Symbolen, Bedeutung des Mystikers Hallâc-ı Mansûr) vielseitig und abwechslungsreich, allerdings ergibt sich kein logischer Zusammenhang und keine kriterienbasierte Begründung der Auslese; aus jeder Religion werden nur knapp exemplarisch Traditionen aufgegriffen, was notwendigerweise lückenhaft bleibt und willkürlich wirkt. Entsprechend betonen die Autoren, dass keine umfassend „informierende[...] Religionskunde“ angezielt ist.

Der Materialband schließt mit verschiedenen Aufgabenvorschlägen, die der Überprüfung des Lernerfolgs dienen und somit den Unterrichtsgang abschließen können. Dem Prinzip der Kompetenzorientierung entsprechend gehen diese zumeist von einer Anforderungssituation aus.

Die vorgelegten Unterrichtsmaterialien sind anregend und abwechslungsreich gestaltet und konsequent interreligiös-dialogisch konzipiert. Schülerinnen und Schüler der angesprochenen Jahrgangsstufen 8 bis 10 werden möglicherweise zunächst irritiert sein angesichts des zentralen Mediums, erinnert das Wimmelbild doch eher an Kinderbücher. Dennoch entfaltet es in didaktischer Perspektive zahlreiche Lernanlässe. Dabei findet die Lebenswelt der Jugendlichen im Wimmelbild und in den Aufgabenstellungen durchaus Beachtung, allerdings fließt der Aspekt der für Schülerinnen und Schüler beinahe omnipräsenten Digitalität nur ganz am Rande ein, indem zwei Jugendliche bei der Nutzung ihres Smartphones gezeigt werden. Es wäre wünschenswert, wenn die Perspektiven der Experten wo möglich auch durch Personen vertreten würden, die der aktuellen Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler näherstehen und eine moderne, „junge“ Perspektive auf das Thema eröffnen. Dies gilt insbesondere für die „Geschichten zur Gottesbegegnung“. Hier wird die religionskundige Perspektive sehr weit gefasst, sodass zusätzliches Unterrichtsmaterial miteingespielt werden sollte, damit die Schülerinnen und Schüler z.B. in Bezug auf das christliche Gottesbild auch den Begriff „Dreifaltigkeit“ erläutern können und nicht das Bild des „kleinen grünen Männleins“ dominiert. Das aufwändig erstellte Material bereichert den Religionsunterricht und kann problemlos individuell variiert und erweitert werden.

Ute Lonny-Platzbecker

Bistum Aachen / Urs Schiller (Hg.)

Lebe!

Das Abenteuer einer Freundschaft mit Gott und den Menschen für eine Kirche von morgen

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag, 2021

175 Seiten m. farb. Abb.

14,95 €

ISBN 978-3-7666-2887-9

Das Buch „Lebe! Das Abenteuer einer Freundschaft mit Gott und den Menschen für eine Kirche von morgen“ richtet an junge Menschen die Frage: „Wenn – wie durch ein Wunder – die Kirche morgen so wäre, wie du sie dir wünschst, wie wäre sie dann?“ Jugendliche in Schule oder Gemeinde sind eingeladen, sich mittels des reichhaltig dargebotenen Materials selbst auf die Suche nach der Beantwortung und zur Begegnung mit sich selbst, den Nächsten und Gott zu begeben.

Das Angebot dieses Buches umfasst Erfahrungsberichte verschiedener Autorinnen und Autoren: „Ich-xperimente“, „Reizworte“ und „Bildimpulse“. Das Material ist in drei thematische Schwerpunkte geordnet: „Geschichten aus dem Leben und der Fantasie“, „Theologische Perspektiven: Unsere Hoffnungen für eine Kirche von morgen“ und „Pastorale und Soziale Erfahrungen“. Zudem finden sich in diesem Arbeitsbuch konkrete Vorschläge für den Religionsunterricht sowie weiterführende Hinweise für Lehrerinnen und Lehrer. Es wird im Sinne einer synodalen Kirche mit der Einladung an junge Menschen beschlossen, ihre Vision von Kirche auch ihrem Bischof zukommen zu lassen. Dazu werden passend die Adressen aller Diözesanbischöfe Deutschlands sowie der Generalsekretariate der Bischofskonferenzen aus Österreich, Luxemburg und der Schweiz angegeben. Nahezu in der Mitte des Buches (72f.) findet sich das Kapitel „Zuspruch steht im Zentrum“, das Zusagen Gottes an junge Menschen darbietet, beispielsweise die Aussage Jesu „Ich nenne euch nicht Knechte, sondern Freunde.“ (Joh 15,15) Sowohl die Auswahl der Zitate als auch die Anordnung im Buch unterstreichen sehr gut die Zentralität des



Zuspruchs Gottes an junge Menschen, wie ihn auch Papst Franziskus in seinem nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Christus vivit* an junge Menschen richtete: „Ein Gott, der Liebe ist.“ (ChV Nr. 111-133)

Der Herausgeber bietet in der Auswahl der Autorinnen und Autoren eine große Vielfalt von Anknüpfungspunkten für junge Menschen an. Unter ihnen finden sich beispielsweise P. Timothy Radcliffe OP, ehemaliger Generalminister des Dominikanerordens, Sr. Ancilla Röttger OSC, Äbtissin des Klarissenklosters in Münster, Frère John der Gemeinschaft von Taizé, die Theologieprofessoren Hubertus Lutterbach und Jürgen Werbick oder mit Pfarrer Franz Meurer ein weithin bekannter in der konkreten Sozialpastoral tätiger Priester. Wesentliche Aussagen der Autoren werden vom Herausgeber in einem Kapitel zu zentralen Thesen für Kirchenreformprozessen gebündelt, das ob der Übersichtlichkeit hilfreich ist, aber nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass der große Mehrwert der Erzählungen in der konkreten Erfahrung verborgen liegt, den es sich lohnt, gemeinsam mit jungen Menschen zu heben.

Die „Ich-xperimente“, „Reizworte“ und „Bildimpulse“ bieten jungen Menschen mittels Zitaten, Film- oder Musikerwähnungen wertvolle Anregungen, das eigene Leben zu reflektieren. So werden sie beispielsweise eingeladen, Filme zu benennen, die die eigenen Erfahrungen zum Ausdruck bringen (23), ausgehend von angebotenen Liedern die Beziehung zwischen Menschen auf ihre Relation zu Gott hin anzuwenden (52f), über „Wirkliches Zuhören“ nachzudenken (70) oder zu reflektieren, was für sie „Heil-Lande“, d.h. Kraft- bzw. Ruheorte, sind (84). Diese konkreten Hilfen können für junge Menschen sehr gute Gelegenheiten bieten, ihre Beziehung zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zu Gott kreativ in den Blick zu nehmen und positive Veränderungen daran vorzunehmen. Für eine künftige Ausgabe wäre wünschenswert, dass eine durchgehende Anpassung der Termini an die Zielgruppe junger Menschen vorgenommen würde: So setzt ein Reflexionsvorschlag einmal direkt mit den theologischen Termini der „Actio“ und „Contemplatio“ ein (15) und andermal wird die Thora verkürzend als „jüdische Bibel“ erklärt (23).

Abschließend kann festgehalten werden, dass dieses Arbeitsbuch all jenen in der pastoralen Praxis mit jungen Menschen Wirkenden empfohlen sei, die nach neuen Anregungen und konkreten Hilfen suchen. Da es keine systematische Darlegung zur Jugendpastoral ist und sein will, scheint es aufgrund der Fülle des Materials besonders gut als „Steinbruch“ für eine Gruppen- oder Unterrichtsstunde geeignet.

Paul Metzloff

Franz W. Niehl

Der Verlorene Sohn sucht ein Zuhause
Praxis und Theorie der dialogischen Exegese

Berlin: Lit Verlag, 2022

140 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-643-15156-8

Aus der Vielzahl der Bücher zum Thema „Literatur und Religion“ ist hier ein bemerkenswerter Beitrag des Trierer Religionspädagogen Franz W. Niehl anzuzeigen. Er widmet sich einem einzigen, dazu hinlänglich bekannten Text aus dem Neuen Testament, der Parabel vom verlorenen Sohn (Lk 15,11-32). Das Besondere und vor dem Hintergrund der klassischen Exegese Originelle an Niehls Herangehensweise ist, dass er mit dem Instrumentarium der neueren Textlinguistik und Rezeptionsästhetik den „Verlorenen Sohn“ einer eingehenden Analyse unterzieht und auf diese Weise dem alten Text neue, unerwartete Fragen und Einsichten abgewinnt.

Im ersten Kapitel „Mit der Erzählung vertraut werden“ legt der Verfasser sein Analyseinstrumentarium offen und rückt dem Text mit Begriffen wie affirmative und kritische Lesarten, Handlungsstruktur, Erzählform, Adressatenkreise, Personenkonstellation u.a.m. zu Leibe. Dabei geht es nicht nur um das, was der Text aussagt, sondern auch um das, was dieser dem Leser vorenthält, also um Textlücken, die ihn zu Fragen stimulieren und ihn so zum gleichwertigen Dialogpartner des Textes machen. Dabei schälen sich thematische Schwerpunkte heraus, die anthropologische Konstanten bilden und deshalb auch „modern“ wirken wie z. B. die Bedeutung des Aufbruchs für die Entwicklung einer Persönlichkeit im Unterschied zum Verbleiben in Heimat und Familie. Es geht um innerfamiliäre Konstellationen zwischen Vätern und Söhnen und zwischen Brüdern untereinander, um Wohlstand und Armut, um Pflichterfüllung und Lebensgenuss und nicht zuletzt um Tod und Auferstehung.



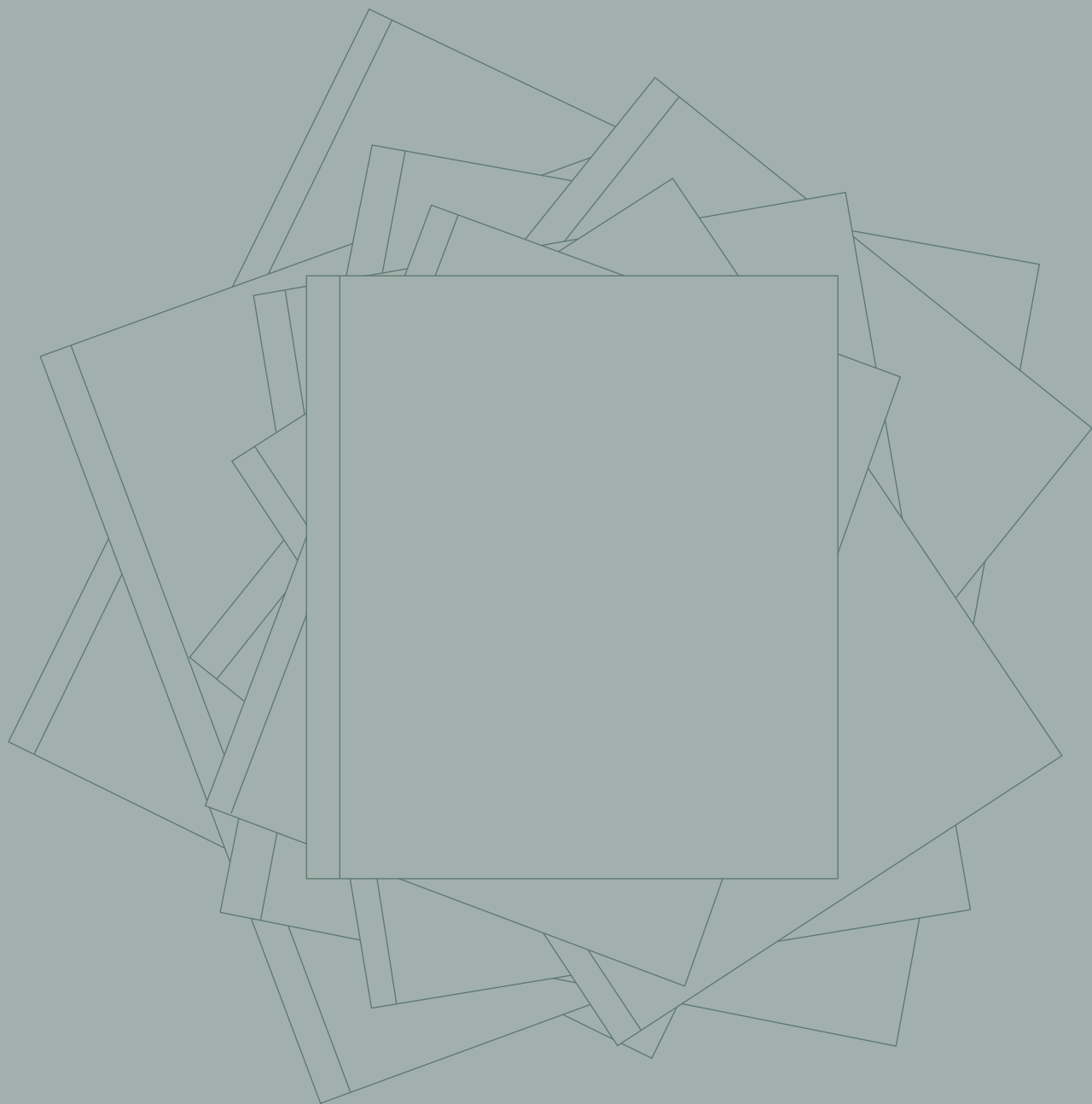
In einem zweiten Kapitel führt Niehl seine Leser auf Streifzüge durch die Rezeptionsgeschichte und wird fündig in den Kirchenfenstern der Kathedrale von Chartres, in der Geschichte der Malerei (u.a. Rembrandt, Dürer, Max Slevogt, Giorgio de Chirico, Julius Schnorr von Carolsfeld, Max Beckmann), bei Schriftstellern (Robert Walser, Franz Kafka) und schließlich im Musiktheater (Sergej Prokofjew, Benjamin Britten) und im Film (Youssef Chahine).

Im 3. Kapitel untersucht Niehl im Sinne seiner Grundthese, dass Literatur Kommunikation mit dem Leser ist, den sozialen, kulturellen und religiösen Erfahrungshintergrund des heutigen Lesers. Ins Auge fallen zunächst Distanzerfahrungen: Unsere Lebensprobleme sind andere; „ferne Länder“ gibt es nicht mehr; das Vaterbild hat sich gewandelt und der Glaube an ein Jenseits hat sich bei vielen Menschen in Mitteleuropa verflüchtigt. Was bleibt aber, ist das Interesse an menschlichen Beziehungen, vor allem an solchen, die nicht explizit in den Focus der biblischen Erzählung treten, z.B. das Leben in der Fremde von Emigranten aus Kriegs- und Armutsländern oder Probleme, die von familiären Prägungen oder bestimmten Familienkonstellationen herrühren. Im Blick auf solche Fragen gewinnen anthropologische Interpretationen die Oberhand vor religiösen Deutungen. Aus der Gotteserzählung wird eine Menschenerzählung. Wie ein solches Programm in der Praxis umgesetzt werden kann, zeigt der erfahrene Methodiker und Didaktiker an zahlreichen überzeugenden Beispielen im vierten Kapitel.

„Der Verlorene Sohn sucht ein Zuhause“ ist der imponierende Versuch einer Bibelauslegung aus der Perspektive heutiger säkularer Weltsicht. Dabei überzeugt, dass das Buch nicht nur eine begründete Theorie liefert, sondern diese auch an einem konkreten Text exemplifiziert. Wie weit dieser Ansatz trägt und auf andere Bibeltexte übertragbar ist, müssen weitere Arbeiten zeigen. Für die Katechese in ihren verschiedenen Handlungsfeldern bietet das Buch eine Fülle praktikabler und auch erprobter methodischer Anregungen. Im Blick auf einen wissenschaftspropädeutischen Literatur- und Religionsunterricht bleibt die offene Frage, wem der Vorrang bei der Interpretation gebührt: dem originalen Text oder dem Leser mit seiner Weltsicht und seinen (subjektiven) Erfahrungen.

Rüdiger Kaldewey

+ THEOLOGIE



Wolfgang Baum

Wie kommt Gott ins Denken?

Erkundungen zwischen Glauben und Wissen

Freiburg: Herder Verlag. 2022

588 Seiten mit s-w Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-451-39246-7

Als Handreichung zu Prüfungszwecken gedacht, legt Wolfgang Baum unter der Perspektive des Verhältnisses zwischen Denken und Glauben ein Kompendium des Gottdenkens von der Antike bis zur Gegenwart vor. Der Autor richtet sich an einen größeren Leserkreis, der sich mit dem philosophischen Hintergrund des christlichen Glaubens beschäftigen möchte. Baums historische Tour d'Horizon hat zudem ein existentielles Motiv. Der Überblick dient einer zeitgemäßen Metaphysik. Diese ist notwendig, wenn man an dem Bekenntnis zum biblischen Gott festhalten will.

Nach kurzen einleitenden Ausführungen zu den Anfängen und zur Bedeutung der Schrift (I) bildet beim Gang durch die Antike der Wechsel zwischen einer idealistischen und einer realistischen Denkweise den roten Faden (II). Danach (III) steht das von der biblischen Überlieferung geprägte Gottesdenken im Vordergrund. Dem Bundesgott Israels vertraut der Charismatiker Jesus wie viele seiner Zeitgenossen in der Hoffnung auf die erlösende Befreiung als geschichtlichem Neuanfang. Diese uns heute fremde Erwartung wird durch die Ostererfahrung der Jünger Jesu, ihr Vertrauen auf die Auferweckung des Gekreuzigten, verändert. Ihr Glaube an die todüberwindende Heilstat Gottes als kognitive Dissonanzerfahrung ist eine innere Gewissheit. Der begleitende Sinn- und Perspektivenwechsel wird zudem im Pfingstereignis als gemeinschaftsbildendes Wirken des Heiligen Geistes erfahren.



Im Folgenden (IV und V) stellt der Autor dar, dass und wie der christliche Glaube vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit philosophisch wird: Die Rezeption antiker Begriffe und Denkmodelle durch die Kirchenväter und herausragende mittelalterliche Theologen führt zu innovativen Einsichten. Das wird dadurch möglich, dass Glauben und Wissen in ihrem Zueinander Gottes Weltbeziehung und sein Handeln zum Heil des Menschen plausibel machen können.

Der Heimatverlust des aus dem Zentrum des Kosmos geratenen Menschen und der ihm ferngerückte Gott stellen in der Neuzeit (VI) Glauben und Wissen vor neue Herausforderungen. Empirismus und Rationalismus versuchen auf verschiedene Weise die im Spätmittelalter verlorene Gewissheit wiederherzustellen (VII). Dabei werden die Freiheit des Menschen und ihre Perversion zum Bösen zu einem wichtigen Thema. Ethische Überlegungen und der Stellenwert Gottes in diesem Zusammenhang kennzeichnen Glauben und Denken im Zeitalter der Aufklärung ebenso wie die Offenbarungsskepsis. Letztere verbindet sich bei den jungen Wilden des „Sturm und Drang“ mit der kulturkritischen Auflehnung gegen

verkrustete soziale Strukturen. Mit Friedrich Schillers biografisch grundierter Philosophie der Freiheit (VIII), für die Gott der „Ein und Alles“ in einer Geheimlehre, unabhängig von den einzelnen Religionen weiterlebt, meldet sich der Künstler politisch, gesellschaftlich und philosophisch zu Wort. Dessen Denken veranschaulicht Baum auch durch den originellen Hinweis auf den Wandel der Haartracht von der gekünstelten Allongeperücke zur freien persönlichen Haartracht der jungen Generation.

Diesen kurzen, einprägsamen Abschnitt verknüpft der Autor mit der ausführlichen Darstellung der Bedeutung Gottes im Rückbezug auf Aspekte der Ethik Kants sowie auf das Denken Fichtes und Hegels. Dessen Bedeutung hebt Baum im Kernkapitel des Buches über die Systembildungen des Deutschen Idealismus (IX) sehr klar und zugleich anschaulich hervor. In der Rezeption zentraler Begriffe der christlichen Glaubenslehre erweist sich Hegels Denken als ebenso bedeutsam wie in der Beurteilung der historischen Situation der Gegenwart seit 1989. Hegels geistige Haltung, in der sich theologisches und philosophisches Denken wechselseitig durchdringen, sowie seine prozessphilosophische Grundintention finden in der aktuellen Theologie wachsenden Anklang. Wegweisend bleibt dabei, dass Hegel Gott – anders als der neuscholastische Dogmatismus seiner Zeit – nicht als „esse perfectum“ versteht, sondern als dynamischen Gott, der sich selbst verändernd, das gesamte Weltgeschehen teleologisch bestimmt. Vor diesem Hintergrund versteht Hegel das Christentum weniger als kirchlich verfassten und dogmatisierten Gottesglauben denn als eine geistige Haltung, die die ganze Bandbreite göttlicher Selbstentfaltung zwischen dem Bewusstsein „an sich“, dem Selbstbewusstsein „für sich“ und der alles umfassenden Wirklichkeit „an und für sich“ zu umfassen vermag. In der Geschichte des Nachdenkens über das Verhältnis von Glauben und

Wissen erweist sich Hegel für Baum damit als „einer der letzten großen Visionäre“. Denn in der Krise der Moderne (X) fehlen die umfassenden philosophischen Systementwürfe, die das Zeitalter des Idealismus prägten, ja überhaupt alle allgemeingültigen Antworten auf die Frage nach Herkunft und Bestimmung des Menschen.

Das zeigt sich im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts (XI), in dem die naturwissenschaftliche Empirie den Prozess der Erkenntnisgewinnung zu dominieren beginnt und Feuerbach, Nietzsche sowie etwas später Freud ihre religionskritischen Entwürfe vorlegen. Auch in diesem Kapitel begnügt sich Baum nicht damit, die drei großen Religionskritiker der Post-Hegel-Zeit vorzustellen, er eilt überdies ein Jahrhundert voraus und setzt sich sowohl mit Yuval Noah Harari, der Religionen als illusorische Sinnfelder begreift, als auch mit der Neurophilosophie auseinander, die menschliche Handlungen als determiniert betrachtet und die Gotteskrise zu einer Sinnkrise des Menschen erweitert.

In den beiden letzten Kapiteln des Buches verlässt Baum das chronologische Prinzip, das seine Ausführungen bisher weitgehend bestimmt hat, und befasst sich zunächst mit der Frage nach dem Leid (XII) und dann mit der Frage nach der Zukunft des Glaubens (XIII). Auch hier sind seine Ausführungen fundiert und stellenweise innovativ: Die drei klassischen Modelle der Theodizee (Ordnungstheorie, Privationstheorie, Erbsündentheologie) werden zwar referiert, aber unter Berücksichtigung von Hannah Arendts „Eichmann in Jerusalem“ weiterentwickelt. Baum liegt viel daran, die Beziehung von persönlicher Schuld und Unrechtsstrukturen herauszuarbeiten. Die individuellen Verfehlungen sollen nicht zugunsten der Strukturen relativiert werden, da sich das Böse bei einzelnen Menschen „erschreckend banaler“ Motive bedienen, bei Eichmann etwa einer

grundlegenden Charakterschwäche, zugleich jedoch auch durch systemische Voraussetzungen begünstigt werde. Die größte Herausforderung für heutige Menschen ist deshalb nach Baums Auffassung, durch kontinuierlichen Wissenserwerb in den entscheidenden Lebenssituationen für eine angemessene, den eigenen und systemischen Schwächen widerstehende moralische Urteilsbildung gerüstet zu sein. Die Zukunft des Glaubens hängt aber nicht allein davon ab, ob diese Herausforderung gemeistert wird, sondern mehr noch, ob und inwieweit sich der Glaube als kommunikativ erweist. Denn Baum bestimmt das Christentum unter Rückgriff auf Markus Gabriel als Sinnfeldontologie, die die Wahrnehmung der Wirklichkeit prägt und verändert. Von dieser Verwandlung der Wahrnehmung auf die Welt und die Menschen gelte es immer wieder neu zu erzählen, nicht zuletzt unter Bezug auf jene Wahrnehmungstradition, die sich in den biblischen Texten und der religiösen und philosophischen Überlieferung zeige. Dadurch werde die Kirche zunehmend ihren institutionellen Charakter verlieren und zu einem „zwischenmenschlichen Ereignis“ werden.

Die klar strukturierten, anschaulichen, ausgesprochen lehrreichen philosophischen und theologischen Ausführungen mit vielfältigen aktuellen Bezügen ermöglichen einen spannenden Überblick. Baum zeichnet den Weg des philosophisch-theologischen Nachdenkens über Gott von den Ursprüngen in der griechischen Antike bis zur Gegenwart eingehend und kenntnisreich nach. Die Chronologie ist vom Wechsel gegensätzlicher Denkhaltungen und Richtungen bestimmt, die sich gegenseitig ergänzen. Dadurch wird die Kontinuität der Denkbemühungen über Gott deutlich, die aufeinander verwiesen sind. Das Buch ist ebenso als Nachschlagewerk wie als Einführung zu verwenden. Zur Unterrichtsvorbereitung bietet Baums Darstellung eine gute Unterstützung, auch hinsichtlich der Fra-

ge nach dem Zusammenhang und dem Wandel des Verhältnisses von Glauben und Denken. Der belebte Autor führt zudem kurz und klar kommentierte Hinweise auf aktuelle Fachliteratur zur Vertiefung an. Seine Auswahl ist subjektiv gefiltert und gerade deshalb anregend. Sie berücksichtigt gängige (fundamental-)theologische Standardwerke, geht allerdings über das Erwartbare hinaus und führt auch erkenntnisreiche Arbeiten aus Philosophie, Kunst- und Geschichtswissenschaft auf. Im Gegensatz zu einem klassischen deskriptiven Lehrbuch gibt das lesenswerte Buch, ob komplett oder in ausgewählten Abschnitten, für theologische Gespräche zahlreiche Anstöße. So fordern beispielsweise Baums Ausführungen zu den unterschiedlichen Verstehensmodellen beim Thema „Gott und das Leid“ sowie zur Frage nach dem Bösen zur kontroversen Auseinandersetzung geradezu heraus. Seinem eigenen Plädoyer für einen kommunikativen Glauben, der der Kirche zum zwischenmenschlichen Ereignis werden lasse, wird Baum mit seinen Erkundigungen zwischen Glauben und Wissen auf überzeugende Weise gerecht.

Heribert Körlings / Alexander Schüller

Benjamin Dahlke / Cornelia Dockter /
Aaron Langenfeld (Hg.)

Christologie im Horizont pneumatologischer Neuaufbrüche

Bestandsaufnahmen und Perspektiven

Questiones disputatae 325

Freiburg: Herder Verlag, 2022

344 Seiten

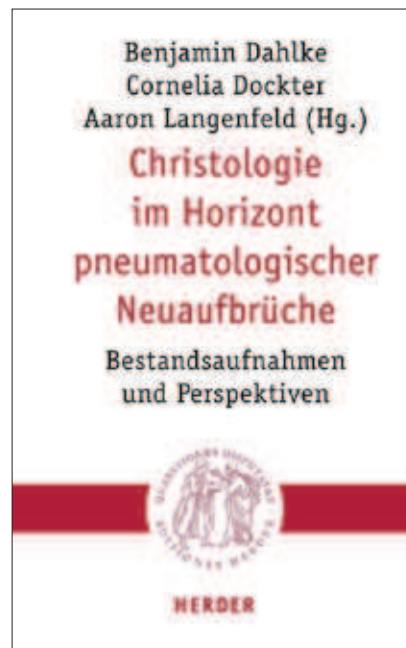
52,00 €

ISBN 978-3-451-02325-5

Das Dogma von der Dreifaltigkeit stellt die Grundlage des christlichen Glaubens dar. Dabei ist die Lehre von der Trinität als solcher (*trinitas immanens*) nur sinnvoll, um die Selbstmitteilung Gottes an uns („ökonomische Trinität“) auszusagen: Die Offenbarung Gottes besteht darin, uns Anteil an seinem dreifaltigen Leben zu geben. Die Menschen bekommen durch das sie in Anspruch nehmende Wort Gottes, das in Jesus Fleisch geworden ist (vgl. Joh 1,14), „im Heiligen Geist Zugang zum Vater“ (vgl. Vat. II, DV 2). Das Wort Gottes wird im Glauben als Wort Gottes erkannt, wobei der Glaube selbst Frucht des Heiligen Geistes ist. Glaube ist nicht Leistung des Menschen, sondern Gabe Gottes.

Den hier nur angedeuteten komplex-komplizierten Zusammenhängen von Christologie und Pneumatologie im Kontext der Trinitätstheologie gehen die zwölf Autoren dieses Sammelbands nach. Durchaus „interkonfessionell“ (neun katholischer, drei evangelischer Provenienz), weniger „transdisziplinär“ (bis auf eine Ausnahme stammen sämtliche Beiträge aus der systematischen Theologie) wird hier „nach produktiven Verstehensansätzen des Zusammenhangs von Christologie und Pneumatologie gefragt.“ (7f.)

Bernd Jochen Hilberath macht den Aufschlag. Anstelle einer Einleitung ins Thema sorgt er für Problembewusstsein und Perspektivenwechsel. Sodann kommt unter der Überschrift „Das 20. Jahrhundert als Achsenzeit pneumatologischer Neuaufbrüche“ zunächst Ursula Schumacher (geb. Lievenbrück) zu Wort. Ebenso kenntnisreich wie sorgfältig reflektiert sie die „pneumatologischen Entwicklungen



in der katholischen Charitologie und Soteriologie des 20. Jahrhunderts“. Zu Recht schöpft sie dabei immer wieder aus ihrer preisgekrönten Habilitationsschrift, die vom „Donum supernaturale und der Selbstmitteilung Gottes“ handelt. Die evangelische Perspektive macht sodann Hans-Peter Großhans stark, der „neuere Ansätze in der evangelischen Pneumatologie“ zu benennen weiß, die in der Tat einer Geistchristologie das Wort reden, die alle Beachtung verdient. Benjamin Dahlke, der zurzeit an der Eliteuniversität Notre Dame, IN/USA, lehrt, verweist indes auf jene christologischen Grundlagen, die auf dem Konzil von Chalcedon (451) artikuliert und definiert wurden. Die Frage ist doch in der Tat: Wie die entscheidende Aussage der sogenannten „Zwei-Naturen-Lehre“ des Konzils von Chalcedon mit ihrem harten Kern der hypostatischen Union, die ja darin gipfelt, dass in Jesus Gottsein und Menschsein weder voneinander zu „trennen“ noch miteinander zu „vermischen“ seien, zu verstehen ist; „denn je nach-

dem, wie man sich diesbezüglich positioniert, ergeben sich recht unterschiedliche Entwürfe“ von Christologien (91).

Unter der Überschrift „Christus und der Geist“ werden im zweiten Kapitel (95-204) zunächst die „neutestamentlichen Denkansätze zu einer christusbezogenen Pneumatologie“ (Eve-Marie Becker) und aus fundamentaltheologischer Perspektive das Verhältnis von Vernunft und Glaube bzw. von „Offenbarung und freier Vernunft“ (Aaron Langenfeld) zur Sprache gebracht. Gerade die „pneumatologischen Irritationen der theologischen Freiheitsdebatte“ aufgreifend und vertiefend, arbeitet in einem allzu langen (136-184), aber doch alle Achtung verdienenden Beitrag Sarah Rosenhauer die Schwächen, ja Defizite eines bloß substanzontologisch verstandenen christologischen Ansatzes heraus, ohne allerdings die Applikation ihrer kritischen Reflexionen auf das Chalcedonense selbst näher auszuführen. Klaus von Stosch indes setzt klarerweise und konkret beim „ordo“ an. Er sieht zu Recht das Amt im Spannungsfeld von Pneumatologie und Christologie. Warum aber benötigt er, um seine Position zu verdeutlichen, seine Lieblingsgegner: Karl-Heinz Menke und Gerhard L. Müller? Ihnen versucht er vor allem im Rückgriff auf Jürgen Werbick und Dorothea Sattler zu widersprechen. Schade, denn ausgerechnet bei diesem ökumenisch aktuellen Thema verengt er den Diskurs auf ein rein innerkatholisches Gespräch.

Dass es ohne Trinitätstheologie bei diesem Thema nicht gehen kann, unterstreichen die differenzierten Beiträge zum Thema „Geistchristologien in der Diskussion“ von Bernhard Nitsche, Marco Hofheinz und Cornelia Dockter. Die junge Wissenschaftlerin Josefa Woditsch wagt schließlich, Resümee zu ziehen. Klar, kompetent und kenntnisreich zeichnet sie das Verhältnis von Pneumatologie und Christologie sowie auch das Verhältnis von Pneumatologie und Trinitätslehre nach. Ihr Fazit: „Die Weiterentwicklung der Geistchristologie(n)“ bleibt „in jedem Fall ein dringendes und wichtiges Desiderat.“ Um hier voranzukommen, bedarf es, wie sie richtig feststellt, vor allem und allererst „einer detaillierten und umfassenden Pneumatologie“ (331f.). Dabei geht es um nichts Geringeres als um die Verstehensvoraussetzung für den christlichen Glauben: „Niemand kann sagen: ‚Jesus ist Herr‘ außer im Heiligen Geist“ (1 Kor 12,3).

Manfred Gerwing

Richard Schaeffler

Transzendente Theologie
Gott als Möglichkeitsgrund der Erfahrung

Baden-Baden: Karl Alber Verlag, 2022

207 Seiten

39,00 €

ISBN 978-3-451-39278-2

Das vorliegende Werk ist eine posthume Veröffentlichung, mit der Richard Schaeffler selbst noch sein religionsphilosophisches Lebenswerk zusammengefasst hat. Es setzt an als Auseinandersetzung mit Immanuel Kant, der in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ zeigt, dass unser Bewusstsein die gegebene Wirklichkeit nicht passiv aufnimmt, sondern empirische Sinneseindrücke so organisiert, dass sie sich zu Erscheinungen und diese sich letztlich zur Einheit einer Welt zusammenfügen. Die Formen unserer Urteilsbildung werden dabei einstweilen als unveränderlich vorausgesetzt. Kants Ideal ist hier noch „das universal vertretbare Forschenssubjekt“, als das ein Individuum die Stelle eines anderen übernehmen kann.

Ohne dass er dies im Einzelnen ausgeführt hätte, hält Kant jedoch prinzipiell auch einen geschichtlichen Wandel unserer Bewusstseinsgestalten für möglich. Seine „Kritik der reinen Vernunft“ endet nämlich mit einem Kapitel über „die Geschichte der reinen Vernunft“, das seinerseits mit dem viel-sagenden Satz beginnt: „Dieser Titel steht hier nur, um eine Stelle zu bezeichnen, die im System übrig bleibt, und künftig ausgefüllt werden muß.“ Indem Schaeffler diesen Impuls nun aufgreift, versucht er Kants Theorie von den subjektiven Formen unseres Anschauens und Urteilens über diejenige Gestalt hinaus weiterzuentwickeln, die dieser ihr gegeben hat.



Einen Anstoß dazu entdeckt er zunächst in der von Kant festgestellten „Antinomie der praktischen Vernunft“. Zwar unterwirft sich die Vernunft in ihrem moralisch-praktischen Gebrauch der Idee einer sittlichen Weltordnung. Aber da dieser Vernunftgebrauch sich innerhalb derjenigen empirischen Welt vorfindet, deren Unrecht er doch überwinden will, ist er in der Wahl seiner Mittel doch dieser Welt verhaftet und kann darum das Gute nur so verwirklichen, dass er dabei dem eigentlich doch zu überwindenden Bösen eine neue Gestalt gibt. Damit findet sich die praktische Vernunft in einen selbstzerstörerischen Widerspruch gestellt. Diesen kann sie nur dadurch auflösen, dass sie die Existenz eines Gottes postuliert, der sowohl die gegebene Welt erschaffen als auch uns das moralische Gesetz gegeben hat, so dass er dasjenige Gute zu vollenden vermag, das wir nur gebrochen durch sein Gegenteil verwirklichen.

In einer über Kant hinausgehenden Weise zeigt Schaeffler nun, dass die Einheit des Ich nicht nur durch die genannte Antinomie der praktischen Vernunft gefährdet ist, sondern auch durch die unbezweifelbare geschichtliche Prägung menschlicher Erfahrung. Denn es gibt kontextsprengende Widerfahrnisse, in denen wir zum Beispiel „sehen, dass es mehr zu sehen gibt“, ohne dass dieses „Mehr“ uns vor Augen tritt. Dies kann sich steigern bis hin zu Paradoxieerfahrungen, in denen uns „Hören und Sehen vergeht“ (Hegel).

Indem Schaeffler solche „Erfahrungen mit unseren Erfahrungen“ thematisiert, räumt er mit der Vorstellung monadisch abgeschlossener Partikularwelten auf, die einander zu respektieren hätten und deren wechselseitige Durchdringung ein Akt kultureller Aneignung wäre. Dass ein und dasselbe Objekt auf unterschiedliche Weise zum Gegenstand einer Erfahrung werden kann, macht vielmehr eine Neustrukturierung unserer jeweiligen Welt nötig. Allerdings ist dabei durch nichts garantiert, dass sich in veränderter Gestalt die Dinge erneut zur Einheit eines Weltzusammenhangs fügen und auf diese Weise „Welt-Kohärenz“ und „Ich-Identität“ wiederhergestellt werden. Dies bleibt stets ein nicht erzwingbares Ereignis. Derjenige Gott, dessen Existenz Kant schon im praktischen Vernunftgebrauch erhofft hat, wird dabei nun bestimmbar als diejenige unsichtbare Wirklichkeit, die auf unerzwingbare Weise wirksam ist, wenn solche Wiederherstellung geschieht.

Gegenüber dem klassischen Entwurf einer transzendentalen Theologie, wie sie etwa Karl Rahner vorgelegt hat, ist Schaefflers Konzept vor dem Vorwurf einer Vergleichgültigung der geschichtlich fassbaren Wirklichkeit geschützt, denn es wird ausdrücklich als „Dialog mit der Wirklichkeit“ entwickelt. Ein fundamentalistischer Wahrheitsbesitz ist dabei ausgeschlossen, weil es Wahrheit nur im Modus der Annäherung kennt. Andererseits prallt auch der Relativismusvorwurf an ihm ab, weil die Annäherungsgestalt an die Wahrheit sich daran bemisst, inwieweit die in unserer Erfahrung gegebene Weltgestalt andere Gestalten der Erfahrung in sich aufgenommen hat und neue aufzunehmen befähigt ist.

Der gut 100 Seiten umfassende Text ist von einer Dichte, die ein Verständnis nicht immer leicht macht. Denn Schaeffler hat das hier vorgelegte Konzept ausführlich bereits im Jahr 1995 in seinem Klassiker „Erfahrung als Dialog mit der Wirklichkeit“ auf 700 Seiten entwickelt. Es ist für den Leser darum sehr hilfreich, dass Markus Enders in seiner Funktion als Herausgeber Schaefflers Konzept ausführlich erläutert und überdies an manchen Stellen mit kritischen Fragezeichen versieht.

Gerd Neuhaus

Klaus von Stosch
Einführung in die Komparative Theologie

utb 5754
Paderborn: Brill Schöningh Verlag, 2021
267 Seiten m. s-w Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-8252-5754-5

Die Komparative Theologie ist eine im englischen Sprachraum von Theologen wie David B. Burrell und dem Jesuiten Francis X. Clooney entwickelte Methode des theologischen Religionsvergleichs. Besonders Ulrich Winkler und Klaus von Stosch haben diese Methode im deutschen Sprachraum in den letzten 10 bis 15 Jahren bekannt gemacht, auch wenn es die Sache bereits *avant la lettre* gab. Die Komparative Theologie bedient sich dabei auch der vergleichenden Religionswissenschaft, versteht sich aber dezidiert als bekenntnisgebundene theologische Disziplin. Sie ist eine Form der Theologie der Religionen, will aber bewusst religionstheologische Metadebatten und Makromodelle wie Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus hinter sich lassen, weil diese der Komplexität und inneren Vielfalt der Religionen nicht gerecht werden. Stattdessen arbeitet die Komparative Theologie mit kleineren, überschaubaren Themen.

Das zu besprechende Buch von Klaus von Stosch versteht sich als Einführung in diese theologische Methode vor allem für das Theologiestudium. Anhand von 12 theologischen Fallbeispielen bringt von Stosch aktuelle Problem der christlichen Theologie ins Gespräch mit Ansätzen nichtchristlicher Religionen und sucht von daher nach möglichen Lösungen oder neuen Aspekten und Sichtweisen. Er behandelt jeweils drei Themenfelder aus den Kategorien Gott (Gott als Schöpfer denken, Gott als Liebe denken, Gott im Werden), Mensch (Menschsein mit Beeinträchtigungen denken, Der Mensch als zeremonielles Tier, Menschsein in Hingabe und Demut), Heil (Zur Heilsbedeutung des leidenden Gottesknechts, Erlösung in unseren letzten Abgründen, Erlösung durch das Kind im Stall) und Religion/Religiöse Institutionen (Frauen und das Amt der Gemeindelei-



tung, Religion und Recht, Ringen in verwundeter Identität). In einem ersten Schritt entfaltet er jeweils das theologische Problem und bringt dieses mit einer Perspektive einer anderen Religion (z.B. Judentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus, Jainismus, Taoismus) ins Gespräch, um dann im nächsten Schritt eine komparative theologische Synthese zu versuchen. Fragen und kommentierte Literaturempfehlungen jeweils am Ende der Fallbeispiele runden die Kapitel ab.

Außerdem bringt er in jedem Kapitel jeweils einen Steckbrief über Vertreterinnen und Vertreter der Komparativen Theologie unterschiedlicher Konfessionen und Religionen und wie sie zu dieser Methode gekommen sind: neben den bereits genannten Burrell und Clooney auch Elisa Klapheck, James L. Fredericks, Catherine Cornille, Daniel A. Madigan, Marianne Moyaert oder Robert C. Neville (der im Unterschied zu den anderen eine metakonfessionelle Ausrichtung Komparativer Theologie vertritt).

Hier ein Beispiel, wie die Weisheitstradition einer anderen Religion zu einem Erkenntnisort der christlichen Theologie werden kann: Im Anschluss an Catherine Cornille könnte die buddhistische Lehre vom Nicht-Selbst als Grundlage zur Wiederentdeckung der Haltung der (epistemischen) Demut im Christentum führen (vgl. 141f). Ob die einzelnen Anregungen aus den anderen Religionen (wie etwa das tamilische Epos für die Ämterthematik in der katholischen Kirche) tatsächlich immer weiterführend sind, sei dahingestellt – und doch regen sie zum Nachdenken an, erweitern den eigenen Horizont und dienen der Einübung in eine Haltung der Empathie, Demut und „Gastfreundschaft für die mögliche Wahrheit des anderen“ (von Stosch). Interessant wäre, auch die innerreligiöse Vielfalt zum Tragen zu bringen wie etwa Anstöße aus der christlichen Orthodoxie für die westkirchliche Tradition. Insgesamt gibt das Lehrbuch eine höchst anregende Einführung in den aktuellen Stand und die Chancen der Komparativen Theologie.

Andreas Renz

Sebastian Maly / Stefan Hofmann

Gott – dreifaltig einer

Ignatianische Impulse

Würzburg: Echter Verlag, 2022

98 Seiten

9,90 €

ISBN 978-3-429-05747-3

Das christliche Gottesbekenntnis gibt vielen Zeitgenossen Rätsel auf. Mit der Frage, wie das trinitarische Gottesbild als relevant, inspirierend und den Glauben vertiefend vermittelt werden kann, laden die beiden Autoren, Angehörige des Jesuitenordens, dazu ein, mit ihnen auf die Reise zu gehen. Es geht um Zugänge zu einem Verständnis dieses Geheimnisses in seiner persönlichen, existentiellen Bedeutung.

Den Anfang des Weges bildet die vielstimmige biblische Überlieferung (I.) über den Glauben und die Erfahrungen der ersten Christen: Das Zeugnis des Ersten Testaments vom Bundes- und Schöpfergott konkretisiert und vertieft sich in der Hoffnung auf Jesus Christus und seinen Weg. In seinem den Tod überwindenden Leben ist er zu Gott vorausgegangen. Seinen heiligen Geist erfahren die ersten Christen als inspirierende, verwandelnde Wirklichkeit.

Die Reise geht mit einem dogmengeschichtlichen Parforceritt (II.) weiter: Die gläubige Verehrung des einen Gottes als Vater, Sohn und Heiliger Geist führt in den kontroversen theologischen Reflexionen der frühchristlichen Konzilien zu der begrifflichen Unterscheidung der Einheit des Wesens Gottes in der Verschiedenheit der drei Personen. Die abstrakten dogmatischen Begriffe „Ousia“ – „Natur“ im Sinne von „Wesen“ Gottes – und Verschiedenheit in Gott – verstanden als „Hypostasis“, „Person“ – veranschaulichen die Autoren durch das Bild von dem einen Wasserstrom, der als Quelle, Fluss und See betrachtet werden kann.



Der Glaube an den einen Gott in drei Personen ist kein theoretisches Gedankengebilde. Er hat vielmehr für die Gotteserfahrung und das Glaubensleben vieler Menschen in der christlichen Tradition eine große Rolle gespielt. Deshalb folgen Ausführungen über mystische Zugänge zum dreifaltigen Gott (III.). Die hier aufbewahrten unterschiedlichen Erfahrungen und Bilder können heute dazu inspirieren, sich dem Geheimnis des trinitarischen Gottes zu nähern.

Dicht und anschaulich erläutern die beiden Autoren mystische Einblicke von fünf Personen aus der Geschichte des Christentums, unter ihnen die Kirchenlehrerin Hildegard von Bingen. In ihrem Werk „Wisse die Wege“ schildert Hildegard ihre Visionen auch mit Bezug auf die Dreifaltigkeit Gottes. Die Miniatur, die zu einer Vision aus dem zweiten Teil von „Wisse die Wege“ gehört, ist dem Buch als farbige Postkarte zur persönlichen Meditation beigelegt: Der äußere Kreis ist als überhelles Licht dargestellt und symbolisiert den Vater, der innere als Feuer dargestellte Kreis den Heiligen Geist. Personal tritt als blaue Figur der Sohn hervor: Der dreieinige Gott ist ein konkretes Du, das uns in Jesus Christus begegnet. Zugleich erscheint er überpersonal und übergeschlechtlich, ein Du und ein Alles, ganz nahbar und doch ganz anders.

Das letzte Drittel ihrer Ausführungen (IV.) haben die beiden Autoren Stefan Maly und Sebastian Hofmann bewusst dialogisch angelegt. Sie präsentieren ihre persönlichen Fragen, Bilder oder Gedanken aus der Tradition unter der Überschrift „Eine Vielzahl von Bildern: Annäherungen an einen ‚komplexen Gott‘“. Auf den religionskritischen Vorwurf einer absurden Logik des christlichen Gottesverständnisses – eins ist drei, drei ist einer – antwortet der Philosoph Maly mit einem Gedanken des heiligen Augustinus. Dieser bringt die Verschiedenheit in dem einen Gott in Analogie zu dem einen menschlichen Bewusstsein, in dem sich Erinnerung, Verstand und Wille unterscheiden und aufeinander beziehen, zur Sprache.

Gegenüber diesem intrapersonalen Bild sind Maly interpersonale Bilder für seinen Zugang zur Dreieinigkeit Gottes wichtiger. Der zentralen Kennzeichnung „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,16) entspricht das von Richard von St. Victor inspirierte Familienmodell des dreieinigen Gottes: Als vollkommene Güte verschenkt Gott der Vater seine Göttlichkeit und bringt den diese Liebe empfangenden Sohn hervor. Ihre gegenseitige Liebe verbleibt nicht in egoistischer Zweisamkeit. Aus ihr geht der Heilige Geist hervor. Im Heiligen Geist, der dritten Person, erreicht die Liebe in Gott die Vollendung. Die Liebe, die Gott ist, strahlt nach außen, will das Nichtgöttliche einbeziehen und teilhaben lassen. Der Gott der höchsten Liebe ist „gesellig“, eine Metapher, die der reformierte Schweizer Pfarrer und Dichter Kurt Marti verwendet.

Den beiden Gesprächspartnern wird deutlich, dass ihre unterschiedlichen Zugänge zum Geheimnis der Dreieinigkeit Gottes mit den entsprechenden Bildern nebeneinander bestehen können. Sie sind möglich und legitim. Bescheiden konstatieren die beiden Autoren gegen Ende des Gesprächs, dass ihr Horizont menschlich begrenzt bleibt, und sind gespannt, welche Einsichten die Christen des 21. Jahrhunderts finden werden. Das Gebet zum dreieinigen Gott und das Nachdenken über ihn beginnen immer neu. Gott ist immer größer. Dieser Schlussgedanke des Gesprächs realisiert sich im respektvollen Umgang mit anderen Auffassungen. Er führt ins Gebet. Der Lobpreis Gottes in zwei Hymnen aus dem deutschen Stundengebet und aus der englischen Liturgie steht am Ende.

Das schmale Buch aus der Reihe „Ignatianische Impulse“ gibt vielfältige, faszinierende Anstöße. Die Reise mit den beiden Autoren lohnt sich. Ihr geistlicher Kern und ihr Kompass ist die Spiritualität des Ignatius; in dessen Spur laden sie zu konkreten meditativen Impulsen und Übungen ein. Die Fragen bleiben. Das lösen die Autoren ein, indem sie immer wieder mit Fragen konfrontieren. Denn alles kann studiert und bedacht werden – zur größeren Ehre Gottes.

Heribert Körlings

Joachim Negel

Das Virus und der liebe Gott
Unzeitgemäße Betrachtungen

Freiburg: Herder Verlag, 2022

278 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-39476-9

Die Sprachlosigkeit angesichts der Corona-Pandemiekrise mit der auf die Spitze getriebenen Gottesfrage will der Autor ein wenig unterlaufen. In der Anamnese (I.) schließt sich der kurzen Situationsbeschreibung das als Überleitung fungierende erste Intermezzo an. Sechs spannende literarische Beispiele zeigen, wie Menschen in verschiedenen historischen und sozialen Situationen existentiell mit einer Seuche umgehen. Die Diagnose (II.) der heutigen Situation geschieht mittels zwölf biblischer Urgedanken. Exemplarisch seien im Folgenden einige wichtige Aspekte aus den sinnvoll miteinander verknüpften, komplexen, spannenden Abschnitten genannt.

Angesichts der Endlichkeit des Lebens wäre eine an Jesus orientierte Selbstrelativierung im Vertrauen zu Gott entlastend. Gott setzt sich als der unnennbare Urgrund, als der Andere, dessen Verheißungen noch ausstehen, einer sedativen Verzweckung zur Wehr. Der Glaube an Gott hält die Forderung der Gerechtigkeit für die Toten aufrecht, ein zentrales Erbe des jüdisch-christlichen Gottesdenkens. Diese biblisch fundierte Überzeugung steht gegen einen sich selbst verabsolutierenden Positivismus. (Natur-)Wissenschaftlich plausibel und legitim wird er zur Ideologie, wenn sich der Positivismus zur Metaphysik aufspreizt, der die Frage nach Gott für überholt hält. Demgegenüber stellt sich die Frage, worin die Korrespondenz zwischen dem erkennenden Menschen und der sich ihm zu erkennen gebenden Welt gründet. Hier zeigt sich die Verwurzelung des Menschen in einer Wirklichkeit, die seinem Erkennen vorausläuft. Diese als Gott zu bezeichnen, bedeutet keinen Gottesbeweis. Im Erkenntnisakt noch so simpler alltäglicher Zusammenhänge ist jedoch ein Hauch des Gottesgeistes am Werk. Denn das Universum kann kein materieller Zusammenhang sein. Vielmehr gibt es sich dem Menschen zu erkennen,



korrespondiert dem menschlichen Geist und hat eine mit ihm verbundene Struktur. In der Auseinandersetzung mit dem verbreiteten Szientismus stellt sich daher die Frage nach dem Woher und Warum des menschlichen Geistes immer neu. Sie bleibt empirisch unbeantwortbar. In diesem Zusammenhang kann deutlich werden: Gott ist die meinem Erkennen transzendental vorauslaufende und es gründende Wirklichkeit.

Aus der skizzierten subjektivitäts- und erkenntnistheoretischen Einsicht ergibt sich die existentielle Frage: Erlischt im Sterben mit unserer körperbasierten geistigen Selbstrepräsentanz die Erkennbarkeit Gottes? Oder fallen wir aus Gott selbst dann nicht heraus, wenn wir sterben? Wir wissen es nicht. Der Gotteszweifel bleibt und wir können uns ihm ergeben. Aber auch die intellektuell plausible gegenteilige Option ist möglich: Ich setze auf das liebende Gedächtnis Gottes, das die Verstorbenen über den Tod hinaus rettet. Das zweite Intermezzo steht am Ende des Diagnoseteils. Es beinhaltet undogmatische Überlegungen zur christlichen Hoffnung. Die biblische Verheißung: Kommen wird

der, der war, richtet sich auf den auferweckten Gekreuzigten. Die Hörer und Leser der biblischen Texte können ihre dem Tod verfallene Lebenswirklichkeit dadurch von der österlichen Verheißung her wahrnehmen. Das Leben aus der Hoffnung zieht zwei wichtige praktische Fragen nach sich: Was zählt für mich wirklich? Und: Wie gehe ich mit dem anderen hilfreich um?

Damit ist der therapeutische Aspekt (III.) angesprochen. Die heilenden Ratschläge stehen unter der sehr einprägsamen, berührenden Überschrift „Die kleinen Sakramente des Alltags, einzunehmen am Abend und am Morgen.“ Überzeugend ist jeweils der Bezug auf die mit der Pandemie verbundenen Gegebenheiten. Gegenüber dem Social Distancing kommt angesichts von Jesu Freiheit im Umgang mit den anderen das Zueinander von Nähe und Distanz als Offenbarung der Vaterbeziehung Gottes zu den Menschen in den Blick. Im Sterben ist ein letztes Lassen notwendig. Aber darf man Sterbende tagelang allein sterben lassen, alten Menschen den Kontakt zu ihren Lieben monatelang verbieten? Die drohende Ansteckung lässt die Frage aufkommen: Wovon lassen wir uns affizieren? Die Maskenpflicht könnte Möglichkeiten bieten, innere Masken abzulegen, uns nicht mehr in uns selbst zu verbeißen und den anderen zu ertragen in wohlwollendem Vertrauensvorschuss und in der Bereitschaft zu vergeben. Das seltsame Wort „Lockdown“ bedeutet „Stillstand“ und zieht den Blick nach innen: Was ist in mir mit mir los – und vielleicht die Frage nach der Gegenwart Gottes in meinem Leben. Impfen, Hoffnung auf Immunität, kann diese Situation neu zum Sprechen bringen. „Im-munis“, frei von anderen zu erbringenden Diensten, kann im Sinne des Paulus frei für Christus machen und frei von der Macht des Todes. Aus dieser Freiheit kann ich außerdem bedrängende Alltagssituationen humorvoll relativieren. Das Osterlachen ist ein Verweis auf das Lachen der Kinder Gottes.

Die Bezeichnung „Corona“, zugleich der Name der Schutzpatronin gegen Seuchen, lenkt den Blick auf die Gesundheit. Der realistische Blick auf die eigene Endlichkeit kann den Fitnesskult relativieren. Die eigene Krankheit wird zum Lernort, an dem man zu Jesus, dem göttlichen Arzt und Heiland, Kontakt bekommen kann. Ein- und auszuatmen macht die Beziehung zwischen meinem Inneren und der Welt spürbar. Analog dem Atmen zielt das Beten auf eine Tiefenresonanz zwischen meiner Seele und dem Weltgrund. Im Beten steht Gott mir gegenüber und umfängt mich zugleich. Gegen eine schmallippige Theologie, die im Jammer der Theodizeefrage den Atem abschneidet, setzt der Verfasser als letztes Wort auf den Beipackzettel: „Resignation“ – verstanden als Ergebung, Gelassenheit.

Joachim Negels spannende und unzeitgemäße Betrachtungen zur Corona-Pandemie bringen erkenntnistheoretische, theologische, anthropologische, existentielle und seelsorgliche Gesichtspunkte kenntnisreich und anschaulich zur Sprache. Es lohnt sich, seine theologische Hausapotheke zu besuchen.

Heribert Körlings

Hans-Joachim Höhn

In Gottes Ohr

Von der Kunst poetischer Gottesrede

Freiburg: Herder Verlag 2022

176 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-451-39403-4

Wenn alternde Theologieprofessoren beginnen, im Blick auf ihre Emeritierung und die anstehende Abschiedsvorlesung Reflexionen über die eigene theologische Leistung wie über den aktuellen Zustand von Theologie und Kirche anzustellen, so changiert dies je nach theologischem und kirchenpolitischem Background wie dem persönlichen Habitus, vulgo: Eitelkeit, in einer großen Bandbreite zwischen wehleidiger Larmoyanz und selbstverliebter Lobhudelei. Der vorliegende Band des Kölner Fundamentaltheologen, Sozialethikers und Religionsphilosophen Hans-Joachim Höhn (geb. 1957), der ein beeindruckendes Werk an gleichermaßen interessanten wie umfangreichen Büchern vorweisen kann, ist weit davon entfernt. „Wie man prägnant und pointiert, gehaltvoll und stilsicher die Sprache auf Gott bringen kann, ist die Leitfrage dieses Buches.“ (8)



Wer dies als theologische Selbstverständlichkeit begreift, wird im ersten Kapitel „Hörsturz: Wenn zu viel über/von/zu Gott geredet wird“ analytisch klar und ohne moralisierende Besserwisserei eines anderen belehrt. Die vielen Worte um das eine Wort „Gott“ laufen zunehmend ins Leere. Bei zeitgenössischen Hörerinnen und Hörern des „Wortes“ stößt selbst die bestgemeinte Gottesrede weitgehend auf Indifferenz. So ist auch die Rede vom „lieben“ Gott Kennzeichen einer leichtsinnigen wie zwiespältigen Theologie. Der Lärm dieser „Gottesstalker“ provoziert diesen Hörsturz nicht nur bei den Menschen, sondern womöglich auch „in Gottes Ohr“. Was fehlt, sind innovative Redeformen von Gott. Daher nimmt Höhn Anleihen bei der Poesie. Gegenüber einer vermeintlichen Eindeutigkeit dogmatischer Antworten gelingt es der poetischen Literatur, die existentiellen Fragen offenzuhalten. Darin ist sie dem nachmetaphysischen Menschen der Gegenwart spiritueller näher als die Logik der Theologie, gerade wenn die als Theopoetik von Gott selbst spricht.

Das zweite Kapitel „Wortschatzgräber: Theopoe-
tik und Theologie“ geht daher der Frage nach, was
die denkerische und dichterische Gottesrede aus-
zeichnet. Dabei wird deutlich, dass für Höhn die in-
novative Leistung der Theopoesie, die an markanten
Beispielen wie Elazar Benyoëtz, Nora Gomringer,
Andreas Knapp, Kurt Marti u.a. verdeutlicht wird,
in der stilistischen Performanz der Behandlung the-
ologischer Inhalte zu finden ist. Die literarischen
Formen und die ästhetischen Stilmittel sind selbst
von inhaltlicher Bedeutung. In der Theopoesie ist
das religiöse Sprachvermögen ursprünglicher ge-
geben als in der denkerischen Reflexion der Theologie.
Das Gebet als Ausdruck existentiellen Fragens greift
tiefer als argumentative Schlussfolgerungen. Höhn
möchte eine Mehrstimmigkeit des theologischen
Sprechens von Gott und sieht in der Theopoesie eine
Chance, theologische Gehalte kurz und prägnant
zu formulieren. In der Kürze liegt bekanntlich die
Würze. Dies sollte auch für theologische Aussagen
möglich sein, wenn sie denn bei heutigen Menschen
Beachtung finden sollen.

Im dritten Kapitel „Kurz und gut. Merksätze über
Gott und die Welt“ formuliert Höhn selbst eine Rei-
he von Aphorismen und Sinnsprüche zum Glauben,
Gott, Kirche und Theologie, die die Leserinnen und
Leser zum eigenständigen Nachdenken bringen sol-
len. In ihrer Konzentration und Verdichtung können
sie eine Reaktion hervorrufen, die eine theologische
Abhandlung nicht leisten kann, wie folgendes Bei-
spiel zeigen will (102f): Beredtes Schweigen // Einer
redet mit Gott, / ohne dass er zu Wort kommt. // Viele
reden über Gott, / weil er noch nie / zu ihnen sprach.
// Alle, die von Gott reden wollen, / müssen sich zu-
erst / von ihm zum Schweigen / bringen lassen.

Mit seinem vierten und letzten Kapitel „Letzte
Worte: Einen Schlusstrich ziehen“ unternimmt es
Höhn, eine theopoetisch ausgerichtete theologische
Abschiedsvorlesung zu halten, die sich um das „Auf-
hören“ dreht. Wem es ein Anliegen ist, das Wort
„Gott“ weiterhin zum Sprechen zu bringen, und zwar
so, dass es zu einer Resonanz kommen kann bei den
Menschen, die es hören, sollte „In Gottes Ohr“ bald
lesen. Es steht zu hoffen, dass Hans-Joachim Höhn
auch nach seiner Abschiedsvorlesung noch nicht an
das „Aufhören“ denkt und weiter an „der Kunst poe-
tischer Gottesrede“ stilvoll formulierend und expe-
rimentierfreudig arbeitet.

Thomas Franz

Klaas Huizing

Lebenslehre

Eine Theologie für das 21. Jahrhundert

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2022

776 Seiten m. farb. Abb

38,00 €

ISBN: 978-3-579-07467-2

Schon der Titel bläst die Backen auf: Eine Theologie für Gegenwart und Zukunft, ein Buch, das die Unterscheidung zwischen Sach- und Fachbuch nicht gelten lässt und auf die Bereitschaft eines breiten Publikums aus dem lesenden Bildungsbürgertum setzt, sich beim Lesen anzustrengen – so wie sich die Studenten anstrengen mussten, denen die Inhalte des Buches in Vorlesungen präsentiert wurden. Wie wird der pralle Anspruch eingelöst?

Klaas Huizing, systematischer Theologe in Würzburg, stellt in großem Gestus die traditionelle evangelische systematische Theologie – das ist Luther, gestützt auf Paulus und Augustinus, vertreten durch Karl Barth – vom Kopf auf die Füße. Ihn interessiert nicht die Zergliederung der offenbarungstheologischen Herkunft, sondern die Ankunft der „Lebenslehre“ im Menschen: „Einleibung“ ist das Zauberwort; Huizing findet sein „Philosophus dicit“ in der neuen Phänomenologie des Hermann Schmitz (1928-2021), verdichtet zum „Alphabet der Leiblichkeit“ in der Mitte des Buches. Und sein biblisches Vorbild ist weder der Prophet noch der Priester, sondern der Weisheitslehrer, den es durch spielerische Identifikation zu vergegenwärtigen gilt; der petrifizierten Begrifflichkeit der Dogmatik stellt er eine Dichtertheologie gegenüber, die den Himmel zum Sprechen bringt.



Konsequent stellt er dem priesterschriftlichen Schöpfungshymnus (Genesis 1) ein Gedicht aus dem Buch der Sprichwörter voran, in dem sich die Frau Weisheit als Begleiterin des Schöpfers vorstellt, „gewebt als Anfang seines Weges“, zur Freude des Schöpfers Tag und Nacht spielend und tanzend bei der Sache (Spr 8,22-31). Huizing wehrt sich, Genesis 3 als Ursprung der Erbsünde zu lesen; von Sünde ist in der Bibel erst im Folgekapitel zu lesen, als Kain gemahnt wird, die Sünde zu beherrschen, was ihm ja, wenn die Sünde bereits über ihn herrschen würde, nicht möglich gewesen wäre. In dieser Szene tritt die „Figur Gott“ als Weisheitslehrer auf, ebenso im Buch Hiob. Die Lösung der Theodizeefrage, warum Gott Leiden zulässt, liegt darin, dass Hiob erkennt, dass Krankheit keine Strafe ist und er deshalb nicht nach einem Grund suchen muss. Von Gott spricht Huizing demnach nicht wie von einer metaphysischen Wesenheit, ihn interessieren göttliche Gefühlsmächte, heilige Atmosphären, die vom Menschen „eingeleibt“ werden, wenn er sich dem Tanz, der Literatur, der Weisheit durch spielerische Identifikation öffnet. Kreativität ist der Schöpfung von Anfang eingewebt.

Mit Johannes 1,1 – Übersetzungsmöglichkeit: „Am Anfang war die Weisheit“ – tritt Jesus in die Rolle der Weisheit als Schöpfungsmittlerin ein. Huizing plädiert für ein Christentum als Festreligion, ein „Weihnachtschristentum“, in dem nicht Sünde und Tod im Mittelpunkt stehen, sondern die Geburt und mit ihr die in die Welt gekommene neue Freiheit. Das Christentum behauptet die Autorität eines Gefühls, der Liebe. Die Evangelisten – bei Lukas fühlt sich Huizing am wohlsten – „plakatieren“ Jesus, um für diese Theologie zu werben; klar erkennbare „Fiktionssignale“ weisen darauf hin, dass es hier um Theopoetik geht und nicht um historische Protokollführung. Doch gerade so verdeutlicht sich dem Menschen der unbedingte Ernst, geht es doch bei dem Weisheitslehrer Jesus um „Versöhnung“ – darunter versteht Huizing die Arbeit an einer gewaltfreien Gesellschaft – und „Erlösung“, die in der transzendenten Zukunft eintritt.

Huizing spricht von der ordnungssprengenden Kraft der Geisterfahrung und wirft den Kirchen vor, die Geistübertragung verbeamtet zu haben. Aber tut alles, was Ordnung sprengt, jede enthusiastische Öffnung für den Heiligen Geist den Menschen auch gut? Wir benötigen eine kritische Theologie der Atmosphären, fordert Huizing, und schlägt als Kriterium vor, dass der Geist Gottes ein Geist der Freude ist. Die lässt sich in der Kirche durchaus finden; schon der Kirchenraum kann Wohnung sein, und im Gottesdienst wird der Geist leibliche Erfahrung, wobei vor allem das Medium der Musik gute Dienste tut.

Welche Antwort haben ausgebildete Theologen auf die Frage: „Wo ist mein verstorbener Ehemann jetzt?“ Huizing bezweifelt, dass die gegenwärtige Ausbildung darauf vorbereitet, eine Antwort zu geben, die „elementar, aber nicht banal“ rüberkommt. Er zitiert einen modernen Theologen: „Das eschatologische Büro ist heute zumeist geschlossen.“ Doch am Interesse des Publikums kann es nicht liegen, wie Huizing mit einem Blick auf aktuelle Produktionen der Film- und Musikbranche belegt. Die Reformatoren waren der Überzeugung gewesen, das Ende der Welt käme noch während der eigenen Lebensspanne, eine unbescheidene Unterstreichung der eigenen Bedeutsamkeit. In der Aufklärungszeit werden „Dampfwagen und Schienenbahn“ als Boten des anbrechenden Gottesreiches begrüßt. In Huizings Augen hat eine futurische Eschatologie aber durchaus ihre Berechtigung; er plädiert für die Unsterblichkeit des Leibes, die glücklich zur Leibfreundlichkeit der jüdisch-christlichen Lebensdeutung passt. Allerdings muss man voraussetzen, dass „Leib“ nicht gleich „Körper“ ist; aber wie ist dieses Subjekt des Spürens und Wahrnehmens von Atmosphären denn dann zu fassen? – In dieser Frage rächt sich meines Erachtens, dass Huizing die „Metaphysik“ in Quarantäne schickt und Aristoteles rüde abserviert. Der Begriff „relationale Ontologie“ kommt zwar vor, aber der Leser wird nicht in den Stand gesetzt, damit etwas anfangen zu können. Immerhin wird Wilfried Härles Diktum über die „treue Dialogpartnerschaft zwischen Gott und dem Menschen“ über den Tod hinaus als hilfreiche Formulierung gelobt.

Keine Frage, Klaas Huizing hat ein tolles Buch geschrieben. Oben habe ich nur die Gedankenfolge der Kapitel referieren können, die das Buch strukturieren; hinzukommen „Stimuli“, z.B. „Schöpfung mit Hüftschwung“, durchaus lesenswert auch im Religionsunterricht. Es gibt in mehreren Folgen „Wege und Realisationsformen des Heiligen“ mit aufschlussreichen Literaturrecherchen – unter anderen zu John Maxwell Coetzee und Sibylle Lewitscharoff –, mit Betrachtungen von Bildern, von denen 13 im Buch abgebildet sind. Jedes Kapitel wird abgeschlossen durch Einblicke in den E-Mail-Verkehr des Professors mit seinen Studenten, die ihn gelegentlich in den Schwitzkasten nehmen. Huizing benutzt Vokabeln, die man sonst in theologischen Traktaten nicht so oft liest, und es könnte großen Spaß machen, ein Florilegium seiner gelungensten Kleinkunstwerke zusammenzustellen.

Aber: Mit der Schöpfungstheologie anfangen und bei der Eschatologie aussteigen: Das hatten wir doch schon mal, nämlich im Glaubensbekenntnis, das sich doch einer „Einleibung“ im Sprechchor der Gemeinde gar nicht sperrt. Wenn ich es nicht überlesen habe, kommt nicht mal das Wort „Glaubensbekenntnis“ vor. Was auch nicht vorkommt, ist so etwas wie Wissenschaftstheorie, Science of science, Grenzwissenschaften der Theologie. Das ist schade, denn man würde doch gerne Auskunft bekommen, wie sich die Leibphänomenologie zu den Humanwissenschaften verhält, und wer Distanz wahrt zum Dogma von der „Schöpfung aus nichts“, der sollte erläutern können, welchen Sinn das Wort „nichts“ heute, vor dem Hintergrund der aktuellen Kosmologie, annimmt. Schließlich sind eine Reihe von konkreten Fehlern und Ungenauigkeiten aufgefallen; über Grammatik reden wir nicht. Aber es gibt auch sachliche Fehlweisungen: Huizing referiert Lukas 10,25-37 und schreibt: „Jesus antwortet bibelfest“ mit dem doppelten Liebesgebot, also einem Tora-Zitat. Bei Lukas stellt Jesus aber eine Gegenfrage, und der Gesetzeslehrer zitiert die Tora. Genesis 3 erzählt nicht vom „Sündenfall“; das finde ich vollkommen richtig. Aber Huizing unterschlägt, dass in diesem Kapitel schon etwas Negatives passiert: Das Versteckspiel, die Furcht wegen der Nacktheit und die gegenseitigen Beschuldigungen zeigen, dass das Paradies einen Riss bekommen hat. Eva hat ja nicht nur vom Baum der Erkenntnis genascht, sondern auch am Baum des Lebens, den Huizing mit der Weisheit identifiziert, vorbeigelangt. Möge sein Buch dazu beitragen, dass das seinen Studenten und Lesern nicht passiert.

Karl Vörckel

Julia Enxing

Und Gott sah, dass es schlecht war
Warum uns der christliche Glaube verpflichtet,
die Schöpfung zu bewahren

München: Kösel-Verlag. 2022

192 Seiten

20,00 €

ISBN: 978-3-466-37292-8

Wer Wokeness und Gendersternchen, Tierrechtsdebatten und Veganismus, Befindlichkeits- und Vulnerabilitätsdiskurse für Bubble-Themen einer linksliberalen und sehr deutsch-gesinnungsethisch gestimmten Elite von Besserverdienenden hält, wird sich bei der Lektüre dieses Buches mächtig aufregen – zumal dann, wenn „die Gefahr besteht“, dass die damit verbundenen Anliegen in das Mindset von Kirche und Christentum aufgenommen werden könnten. Denn Julia Enxing, Professorin für Systematische Theologie an der TU Dresden, hat sich genau das zum Ziel gesetzt. Auf der Linie der Enzyklika *Laudato Si* entwirft sie Konturen einer aus Bibel und sensibler Alltagswahrnehmung gespeisten Schöpfungsspiritualität und plädiert für die Installierung einer „speziesübergreifenden Verantwortungsgemeinschaft“, die Pflanzen und Gezeiten einschließt.

Im Prolog sowie eingestreut in die einzelnen Kapitel offenbart die Autorin ihre Motivation, sich mit „dem Leben“ und der leidenden Kreatur theologisch auseinanderzusetzen und nicht – wie ursprünglich biographisch angelegt – aus Sicht der Veterinärmedizin. Im ersten Abschnitt erfolgt sodann eine Auslegung der beiden Schöpfungserzählungen aus der Genesis, die lt. Enxing von einer veganen Lebensweise träumen und den „kompostierbaren Menschen“ voraussetzen. Das zweite Kapitel nimmt die mittlerweile in die Umgangssprache eingegangenen Begriffe Anthropozän, Kapitalozän sowie Technozän auf und erläutert deren Sinn anhand einiger Blitzlichter wie Tierausbeutung, Lebensmittelverschwendung und Müllexport. Hier wie auch im folgenden Abschnitt macht Enxing auf das anthropozentrische Branding aufmerksam, das unter dem



Sammelbegriff „Tier“ oder „Wald“ den Lebewesen ein individuelles Erleben abspricht. Statt um Sortieren und Etikettieren müsse es deshalb verstärkt um „ökologische Herzensbildung“ gehen. Das vierte Kapitel enthält ein entschiedenes Plädoyer für die Rechte aller Lebewesen als „Individuen“ sowie der Naturkräfte generell. Im letzten Teil des Buches werden schließlich Aktionsformen und Aktionsgruppen vorgestellt, die im Sinne eines Respekts vor dem Lebendigen wirken. Entscheidend hier: Die schon bei Papst Franziskus elementare Zusammenschau von Umweltzerstörung und Menschenrechtsverletzungen wird auch von Enxing herausgestellt und mit Prinzipien der katholischen Soziallehre in Zusammenhang gebracht.

Das Buch ist eine Mischung aus predigtartiger Mahnung und zivilisationskritischer Selbstanklage, lebendigem Exkursionsbericht und theologischer Expertise, populärwissenschaftlicher Collage und religionspädagogischer Werbung. Obwohl es im Kern nichts Neues enthält, wird es sich sicherlich gut verkaufen. Die Themen und Ideen („Mehrgenerationen-Multispezies-Co-Habitat“) liegen im Trend und ermutigen insbesondere Religionslehrkräfte, ihre praxisorientierte Auslegung des Schöpfungsglaubens weiter zu verfolgen. Dass die Botschaften, die „G*tt“, Bibel, Papst oder christlicher Glaube senden, zumeist deckungsgleich sind mit denen, die der Club of Rome, der Intergovernmental Panel on Climate Change, Fridays for Future, PETA, Harald Lesch oder Hilal Sezgin verkünden, wird in diesen bildenden oder erzieherischen Zusammenhängen eher als Chance denn als Problem begriffen. Es bleibt also die Frage: Wozu eine religiöse Verdoppelung dessen, was medial ohnehin in Dauerschleife gefunkt wird?

Für Julia Enxing ist – so der Subtext – die Etablierung einer „dunkelgrünen Religion“ Teil einer neuzeitlichen Selbstbesinnung des Christentums. Angestoßen durch christlich nicht selten diskreditierte menschen- und naturfreundliche Movements lernt der Glaube sich selbst sowie seine biblischen Grundlagen wieder neu und vertieft verstehen. Diese Relecture ist notwendig, um das in Traditionen und Konventionen erstarrte Christentum zu öffnen für den lebendigen Gott, der in der Schöpfung wirkt. Die „Ebenbildlichkeits“-Auszeichnung aus Gen 1 stellt in Enxings Lesart deshalb auch keine zertifizierte Berechtigung zu irgendetwas aus, sondern ist im Gegenteil als Frage zu verstehen, welcher Mensch man selbst eigentlich sein möchte.

Natürlich ist das Buch nicht frei von Sprüchen für das Sofakissen („Dieser Planet gehört niemandem“). Das gehört zum Genre. Für eine politisch sich verstehende Theologie bleibt aber gerade deshalb die Frage nach den Subjekten hinter den verwendeten Personalpronomina. Wer ist das in Selbstbesinnung verweilende „wir“, wer ist mit „uns“ oder „jeder Einzelne von uns“ gemeint? Enxing ist sich der milieubezogenen Selbstreferentialität ihres Diskursbeitrages sehr deutlich bewusst, auch der Gefahr, in moralische, symbolaktionistische sowie sektiererische Selbstgerechtigkeit abzudriften. Das ist sympathisch; Gegenwind hat sie in den zahlreichen Vortragsveranstaltungen zum Thema schon reichlich zu spüren bekommen. Wissen evoziert eben nicht automatisch Handeln. Die Geschichte der ökologischen Bewegung ist seit Alexander von Humboldts Zeiten auch eine permanente Geschichte der Niederlagen. Die industrielle Revolution im 19. Jahrhunderts und die beiden ökonomischen Take-off-Phasen nach 1950 und 1990 waren stets begleitet von Warnungen. Geholfen haben sie leider nichts.

Günter Nagel

Alexander Schmemann
Zur Freiheit berufen
Neue Kriterien 24

Freiburg: Johannes Verlag Einsiedeln. 2022
109 Seiten
14,00 €
ISBN 978-3-89411-460-2

Dieser kleine Band mit Ansprachen des orthodoxen Priesters und Theologen Alexander Schmemann (1921-1983) stammt aus einer Zeit vor dem Internet, als er noch mit dem gesprochenen Wort über Radiosendungen die Menschen hinter dem Eisernen Vorhang erreichte und die stärkende Botschaft der Freiheit verbreitete, einer echten positiven Freiheit, die aus der Hinwendung zu Wahrheit, Wert und Liebe kommt. Schmemann, der als Kind russischer Eltern in Estland aufgewachsen ist, damals Teil der Sowjetunion, dann in Frankreich studierte und lehrte, erhielt 1951 einen Ruf an das St. Vladimir's Orthodox Theological Seminary in New York, das er ab 1962 leitete, und wurde einer der einflussreichsten orthodoxen Theologen der USA. Als Beobachter nahm er am Zweiten Vatikanischen Konzil teil. Neben seinen Aufgaben als Priester und Dozent hielt er über 30 Jahre lang in seiner russischen Muttersprache auf Radio Liberty Ansprachen für Hörer im kommunistischen Machtbereich, die unter anderem Alexander Solschenizyn hörte, der nach seiner Emigration ein Freund Schmemanns wurde. Eine Auswahl dieser Ansprachen mit einem Vorwort von Holger Zaborowski hat nun der Johannes Verlag herausgegeben.

Was können uns diese an ein russisches Publikum gerichteten Texte aus der Zeit des Kalten Krieges noch sagen, wird man fragen, waren die damit angesprochenen Menschen doch ihrer äußeren Freiheit beraubt, und wir sind es ja nicht. Nimmt man das Bändchen zur Hand, wird schnell klar, dass die darin vermittelte Freiheitsbotschaft eine für den inneren Menschen ist, die uns noch heute uneingeschränkt angeht. So ist der Titel „Zur Freiheit berufen“, den man dem Band gegeben hat, klug gewählt. Beraubt sind wir nämlich auch heute unserer Freiheit, wenn wir uns einem Menschenbild unterwer-



fen, nach dem wir ausweglos von äußeren, uns determinierenden Faktoren gesteuert sind, wie es ein Mainstream materialistisch-physikalistischer Wissenschaftler allenthalben in populärwissenschaftlichen Sendungen und Feuilletons propagiert. Es beraubt uns mit der inneren Freiheit zugleich unseres Glücks, denn das kommt aus dem Sinn, den wir in der freien Hinwendung zu höheren Werten der Mitmenschlichkeit und letztlich in Gott finden. Erst wenn wir dies wiederentdecken und wieder sehen, dass über der Welt „der Abglanz des letzten Wahren, Guten und Schönen“ erstrahlt, gelingt der Ausbruch aus der „nackten toten Wüste“ der Sinnleere.

Diese wiederzugewinnende innere Freiheit ist keine negative, die alles ablehnt, was uns bestimmt und uns selbst zum alleinigen Herrn über uns selbst setzen will. Sie ist positive Freiheit, sie ist „Erfülltsein des Menschen mit etwas“. Eine solche an der Freiheit Christi orientierte Freiheit strebt in ihrer höchsten Form nach der Selbsthingabe in Liebe, die letztlich sogar das Selbstopfer als „höchsten Akt der Freiheit“ nicht scheut.

Unseren woken Theologen, die behaupten, der „Markenkern“ der katholischen Kirche sei die „Missachtung der Frau“, müssen die Ohren klingeln, wenn Schmemann im letzten Teil dieser Sammlung von Radioansprachen ausführlich auslegt und begründet: „In einem sehr tiefen Sinn ist das Christentum eine Hymne an die Frau und an das Weibliche in der Welt.“ Auch hier kommt wieder das Motiv der wahren inneren Freiheit zum Tragen, denn die im Ursprung erhabene Liebe zur Frau, auf die der Mann hingeordnet ist, kann durch missbrauchte Freiheit entstellt werden. Die Bedeutung der Beziehung zwischen Mann und Frau wird unterstrichen durch die vielfältigen Vergleiche, die in der Heiligen Schrift zwischen der Ehe und der Beziehung von Gott zur Menschheit gezogen werden.

Ein Bändchen also, das mit seiner eindringlichen und klaren Sprache als ein Vademecum für ein sinnerfülltes christliches Leben gerade in unserer heutigen Zeit dienen kann.

Hartmut Sommer

Wolfgang Beinert / Rosemarie Egger (Hg.)

So viel Leid und Gott?

Ein Lesebuch zu existenziellen Glaubensfragen

Mit einem Essay von Wolfgang Beinert:

„Ist Gott noch von der Welt zu retten?“

München/Zürich/Wien: Verlag Neue Stadt. 2022

183 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-7346-1300-5

Große Fragen sind meist dadurch gekennzeichnet, dass es keine einfachen Antworten gibt. Oder wie es im Vorwort zum Buch heißt: „Fragen, die das Leben immer wieder Glaubenden, Suchenden, Zweifelnden stellt, Glaubensfragen, die uns existenziell bewegen. Darum geht es in diesem Buch.“ (5) Konkret geht es um die Frage nach der Vereinbarkeit von Leid und Gottes Existenz, dem großen Warum des Glaubens. Viel ist bereits dazu geschrieben worden – Traktate in der Philosophie und Theologie, literarische Umsetzungen, die biblische Hiobserzählung und ihre Auslegung.

Die beiden Herausgeber – die Schriftstellerin und Lyrikerin Rosemarie Egger (*1938) sowie Wolfgang Beinert (*1933), ehemaliger Professor für Dogmatik und Priester – wählen einen zweifachen methodischen Zugang mit einem reichen Angebot von Anknüpfungspunkten für eigene Überlegungen. Mag die Form zunächst etwas verwundern, so wächst bei der Lektüre zunehmend die Einsicht, dass diese die Komplexität der Thematik angemessen widerspiegelt und zugleich die Frage nach dem Zugang wachhält.

Im ersten, größeren Teil des Buches kommen persönliche Antworten zu insgesamt zwölf Fragen zu Wort. Der zweite Teil ist ein Aufsatz von Wolfgang Beinert über 50 Seiten mit dem Titel „Ist Gott noch von der Welt zu retten?“ Die zwölf Fragen, die Rosemarie Egger im ersten Teil stellt, werden von verschiedenen Personen, Männern wie Frauen, in unterschiedlicher Ausführlichkeit beantwortet. Die Auswahl der Autoren bildet die konfessionelle und professionelle Vielfalt der Kirche ab, unter ihnen bekannte Namen wie Anselm Grün, Wunibald Mül-



ler und Jan-Heiner Tück. Die zwölf Fragen finden sich im Inhaltsverzeichnis in einer Kurzversion; in der Langfassung zu Beginn eines jeden Kapitels, die auch Grundlage für die schriftliche Beantwortung der Autorinnen und Autoren war, sind die Fragen um Thesen und persönliche Gedanken erweitert. Die Antworten mäandern um die Themen Leid, Böses und Übel, Liebe, Gnade und Barmherzigkeit, freier Willen und Schöpfung, Hoffnung und Glaube. Die Auseinandersetzung mit der Vater-unser-Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung“ hat ebenso Raum wie die Frage der Allversöhnung (Apokatastasis). Dabei stellen die Autoren – im gesamten Buch – immer wieder Bezüge zu verschiedenen Bibelstellen, jüdischen Erzählungen oder den Kirchenvätern her, ergänzt um literarische Zeugnisse von Dante, Goethe, Dostojewskij oder Borchert. Die Ausführungen sind aus christlicher bzw. theistischer Perspektive geschrieben und setzen eine grundlegende Kenntnis biblischer und theologischer Themen voraus, scheuen sich aber nicht, auch grundlegende Anfragen an die je eigene Position zu formulieren. Dabei setzen die Autoren angesichts der großen Fragen nicht auf einfache Antworten, aber gut lesbare und verständliche Sprache.

Der Aufsatz von Wolfgang Beinert markiert den zweiten Teil des Buches und ist im Stil eines Zwiegesprächs bzw. Prozessberichts gehalten. In 50 kurzen, nummerierten Absätzen wird Gott angesichts der Ambivalenz der Schöpfung zwischen Schönheit und Grausamkeit der Prozess gemacht: „Der Prozess läuft unter dem Namen Theodizee: Es ist der Versuch, Gott (theos) Gerechtigkeit (dike) widerfahren zu lassen. Im Endeffekt entscheidet dieser Prozess über Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit unserer Erde. Menschen inklusive.“ (144) Der Autor wählt einen philosophischen Zugang mit einer Systematik des Übels (*malum physicum*, *malum morale*, *malum metaphysicum*) und einer Analyse der Urteilsmöglichkeiten zur Existenz und Natur Gottes angesichts des Leids in der Welt. Er weist zudem daraufhin, dass sich in allen monotheistischen Religionen die Theodizee-Frage (in unterschiedlicher Weise) stelle.

Dem philosophischen Angang folgt eine Perspektive des Glaubens, im Sinne von Vertrauen und freier Zustimmung zur Gnade Gottes unter Wahrung der Freiheit des Einzelnen zur Annahme und Ablehnung eines solchen Zugangs (vgl. 167). Wolfgang Beinert zeigt christologisch auf, wie Inkarnation und Soteriologie die scheinbare Unüberbrückbarkeit von Gott und Welt aufhebe und so quasi, so die These, Gott und das Leid eins werden. Das Leid offenbare das Heil (vgl. 176f). Allerdings blieben bei begründeter Hoffnung im Glauben das Faktum des Leids und die Ratlosigkeit bestehen. Diese werde sich endgültig erst in der Vollendung der Welt klären. So konstatiert der Autor selbst: „Das Buch entlässt nach der Lektüre den Leser und die Leserin mitnichten zum nächsten Punkt der Tagesordnung. Weil das Problem sie auch nicht freigibt.“ (135)

Das Buch ist eine lohnende Lektüre mit einer interessanten Herangehensweise an die großen Fragen des Glaubens, ohne der Versuchung einfacher Antworten zu erliegen und dabei trotzdem gut verständlich zu bleiben – und eine Anregung, die Fragen des Buches einmal selbst für sich zu beantworten.

Silke Lechtenböhmer

✘ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN



Joseph Campbell

Der Heros in tausend Gestalten

Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff

Berlin: Insel Verlag, 2022

527 Seiten m. s-w Abb.

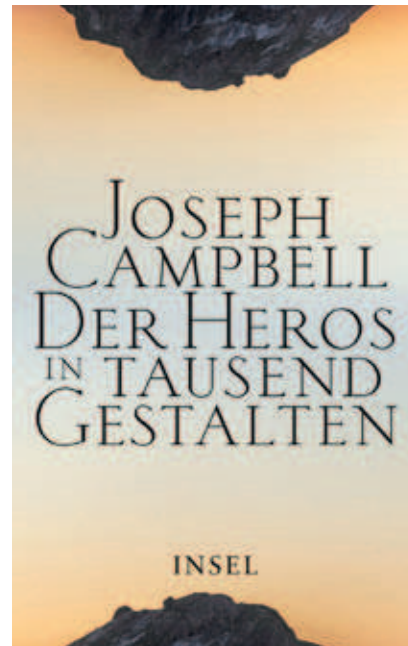
32,00 €

ISBN 978-3-458-64343-2

Dieses Buch ist ein Klassiker der Religionsgeschichte bzw. der Mythologieforschung und m. E. auch ein Klassiker der Jugendpsychologie, der allen im Lehrberuf Stehenden empfohlen sei. So bildet der neu aufgelegte campbellsche Monomythos vom Heldenschicksal beispielsweise die theoretische Grundlage des Star Wars-Mythos. George Lucas war mit dem US-amerikanischen Collegeprofessor Joseph Campbell (1904–1987) befreundet. Lucas bezeichnete Campbell als „my Yoda“.

Campbell versucht im „Heros in tausend Gestalten“ (1949) Grundmuster einer umfassenden mythologischen Erzählung darzustellen. Er geht davon aus, dass anhand der Erzählung des die einzelnen Mythen übergreifenden „Monomythos“ vom Heldenleben das Ganze des Menschseins symbolisch anschaulich wird. Das vernunftbegabte Menschenwesen spiegelt sich in seiner radikalen Endlichkeit zunächst in seinem Gegenbild, im Titanen, im Halbgott, im „Heros in tausend Gestalten“. Dieser beginnt als Kind schon seinen bedeutungsvollen Eigenweg zu gehen. Unter seltsamen Umständen wird er gezeugt, geboren und wächst heran; als noch jugendlicher Held muss er den Aufbruch wagen.

Damit wird er zur Identifikationsfigur für alle, die ins Erwachsenenendasein treten wollen. Er wird zur Identifikationsfigur für alle diejenigen, die aus ihren gewohnten Rollen herauswollen, um einen Neuanfang zu wagen. Und er wird schließlich zum Symbol für epochale Aufbrüche. Um den Aufbruch wagen zu können, bedarf es eines äußeren Anlasses. Gleichgültig, ob der Held in familiärer Geborgenheit aufwächst, selten in einer ganz normalen, mehr in einer heiligen oder aber extrem verderbten, entweder in einer sehr hochgestellten oder in einer sehr



armen Familie oder gar in der Wildnis und Einsamkeit, manchmal von Göttern oder von Tieren großgezogen, auf jeden Fall muss es später zu einer Erschütterung des kindlichen Zustandes und zu einem Berufungserlebnis kommen.

Da nun der Aufbruch ins Weite, Heroische und Erwachsene Angst macht, muss der Held um seine Berufung als Held ringen und schließlich durch alle Angst hindurch zur Akzeptanz des Auftrages kommen. Endlich bricht der Held auf, meist gestützt auf ein Wesen, das die Blüte seiner Jahre, die Zeiten der Heldenhaftigkeit hinter sich hat und nun als Ratgeber dient. Erst durch diesen Ratgeber kann der Held seine Mission ganz begreifen und erhält Hilfsmittel in Form von Waffen oder besonderen (magischen) Kräften. Nach einer letzten Krise entscheidet sich dann der Held endgültig zum Aufbruch. Nun beginnt der zweite Akt im Heldenleben.

Der Held verlässt seine Heimat und zieht fort in das unbekannte Land. In Auseinandersetzung mit seltsamen und verwirrenden oder mit feindlichen Mächten gewinnt der Held Einsicht in sein Selbst. Auf einmal wird aus der glatten kindhaft-jugendlichen Person ein reifer Mensch, der seine lichten und seine schattenhaften Seiten erkennen und unterscheiden kann. Oft begegnet ihm dann eine Gegenfigur, die exemplarisch genau die dunklen Seiten realisiert hat, gegen die der Held in sich ankämpft. Diesen Antihelden zu überwinden gehört wesentlich zur Selbstwerdung des Helden hinzu.

In der unbekanntem Gegend, die der Heros aufsuchen muss, um sich zu finden, gibt es einen Ort, der auf der einen Seite Ziel des Helden ist und auf der anderen Seite aber auch die Bündelung des Widerstands gegen sein Ziel. Der Held kann diesen gefährlichsten Ort nur erreichen, wenn er sich selber mit seinen dunklen Seiten anerkennt und sich so einem Kampf auf Leben und Tod, das heißt einem Kampf um seine Identität, aussetzt. Dieser Kampf auf Leben und Tod geht an die Grenzen seines Menschseins. In irgendeiner Weise stirbt der ‚alte‘ Held in seiner Kindlichkeit und der erwachsene Held wird geboren. Dann kann der Held zu seinem Ziel gelangen und den gefährlichsten Ort seiner Mission erreichen.

Da der Held zu sich gefunden hat, erwachsen geworden ist und die Realität in ihrer Widerständigkeit erkennt, kann es hier endlich zum Wesentlichen, dem Entscheidungskampf kommen. Zwar hat der Held schon auf Leben und Tod gekämpft, doch war dieser Kampf ein Kampf um das eigene Erwachsenwerden. Erst im Erwachsenendasein kann aber das Wesentliche anstehen, nämlich der Entscheidungskampf. Jetzt muss der Held aus der Ferne zurückkommen können und seine alte Welt neu in den Blick nehmen.

Weil er aber ein Held ist, ein mit göttlichen Mächten umgebenes Wesen und kein Durchschnittsmensch, ist dieses Inbesitznehmen des Vertrauten, Heimatlichen, Familiären ein Akt, der die ganze Welt selbst betrifft. Deswegen geht es im Entscheidungskampf um das Schicksal der/seiner Welt. Dieser Entscheidungskampf geht wiederum an die Grenze seiner Kräfte. Erst wenn alles verloren scheint und unter Aufbietung all seiner Kampfesmoral gelingt ihm die Rettung des/seines Universums. Dann ist diese Welt, die der Held wieder neu betritt/schafft, zumindest anfänglich eine geheilte Welt geworden. Alles wird jetzt wieder geordnet und die Unordnung, die in dieser Welt bestanden hat, wird aufgehoben.

Der klassische Mythos allerdings macht immer wieder deutlich, dass es diese Helden letztlich nicht vollendet gibt. Zwar gibt es Helden, die in ihrer Welt Gutes wirken und das Böse besiegen, aber diese Helden enden selbst wiederum tragisch. So hat im klassischen Mythos jeder Held seine ‚Achillesferse‘, seine verwundbare Stelle. Damit wird im klassischen Mythos daran erinnert, dass der Mensch niemals ein Held ist, der die menschlichen Grenzen übersteigen kann. Auch Helden sind und bleiben radikal endlich.

Linus Hauser

Wolfgang Reinbold

Koran und Bibel

Ein synoptisches Textbuch für die Praxis

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlage. 2022

XXVII und 938 Seiten

55,00 €

ISBN 978-3-525-63413-4

Wolfgang Reinbold, apl. Professor an der Fakultät für evangelische Theologie der Universität Göttingen, hat beim renommierten Vandenhoeck & Ruprecht Verlag ein inhaltsstarkes – und mit 966 Seiten und einem Gewicht von mehr als 1700 Gramm sehr voluminöses – „synoptisches Textbuch für die Praxis“ vorgelegt. Daher sollen sowohl der Inhalt als auch die Praxistauglichkeit des Buches besprochen werden, wobei sich ein Vergleich mit den üblichen Synopsen biblischer und koranischer Texte anbietet, die sich in der Praxis gut bewährt haben. Hierzu greife ich auf das beim Katholischen Bibelwerk 2007 in zweiter Auflage erschienene Textbuch „Von Adam bis Muhammad: Bibel und Koran im Vergleich“ von Stefan J. Wimmer und Stephan Leimgruber zurück.

Während Wimmer/Leimgruber thematisch geordnete Texte aus Koran, Bibel und den wichtigsten biblischen Apokryphen in deutscher Übersetzung nebeneinander präsentieren, entscheidet sich Reinbold für den durchlaufenden kompletten Korantext, dem neben biblischen Vergleichstexten und biblischen Apokryphen weitere patristische, jüdische und islamische Traditionstexte sowie Umwelt-Literatur der Spätantike beigegeben sind. Wer also z.B. die unsystematisch verstreuten Aussagen zu Jesus im Koran mit ihren biblischen und außerbiblischen Bezugstexten vergleichen will, muss bei Reinbold zuerst in das Register schauen und die zahlreichen Fundstellen in den Suren einzeln nachschlagen. Sein Buch beschränkt sich dabei auf die Zusammenstellung der Texte, ohne dass diese durch Kommentare oder Erläuterungen eingeordnet werden. Bei Wimmer/Leimgruber schlägt man dazu das Kapitel „Jesus“ auf und erhält die wichtigsten Textauszüge synoptisch zusammengestellt, die durch ein einleitendes Kapitel



kurz kommentiert und gegenüber den weniger prominenten Stellen im Koran eingeordnet werden. Andererseits erhält man bei Reinbold zu einem wichtigen Text wie der Geburt Jesu (Sure 19:22-28) nicht nur wie bei Wimmer/Leimgruber den bekannten Bezugstext aus dem Apokryphon des Ps.-Matthäus, sondern zusätzlich spätantike Umwelttexte und islamische Hadithe (Aussprüche Mohameds) mit traditionellen Auslegungen des Koranverses. Dies ist insbesondere für den Islamischen RU oder in religiös gemischten Lerngruppen mit muslimischen Schülerinnen und Schülern eine nützliche Hinzufügung.

Reinbolds Auswahl der Bezugstexte folgt dem aktuellen Stand der Koranforschung, wobei natürlich jede Form der Auswahl aus der schier unüberschaubaren Anzahl von Hadithen persönliche Präferenzen erfordert. Herauszuheben ist die Sorgfalt, mit der Reinbold die deutschen Übersetzungen der Texte ausgesucht hat. Die Hadithe und der Koran werden in der deutschen Wiedergabe des arabischen Christen Adel Theodor Khoury dargeboten, die als eine der kundigsten Übertragungen gilt und auch bei muslimischen Fachwissenschaftlern viel Anklang findet.

Eine besondere Schwierigkeit ist es aber, deutsche Übersetzungen der zahlreichen apokryphen und spätantiken Bezugstexte zu finden, die gleichzeitig lesbar und fachwissenschaftlich vertretbar sind. Hier wird in der Synopse nur die Spitze des Eisbergs einer jahrelangen kenntnisreichen Beschäftigung mit Texten und Versionen deutlich – und dafür gebührt Reinbold Anerkennung.

In der Fülle der Bezugstexte liegt eine Besonderheit ihrer Darstellung im Buch. In der Mittelspalte jeder Seite wird ein Abschnitt des deutschen Koran- texts wiedergegeben, darunter das arabische Original in Form einer Transliteration – einer Wiedergabe des arabischen Korantextes mit den Buchstaben des lateinischen Alphabets und zahlreichen zusätzlichen Sonderzeichen – und wiederum darunter eine Koran- konkordanz in Form von Stellenangaben und -verwei- sen, die sich auf einzelne Verse oder auf den ganzen Abschnitt beziehen können. Bleibt dann noch Platz, so können auch in der Mittelspalte bereits außer- koranische Bezugstexte erscheinen, die sich anson- sten auf die beiden äußeren Spalten verteilen. Dabei werden biblische Bezugstexte, außerbiblische Apo- kryphen, patristische und jüdische Traditionstexte, spätantike Umweltliteratur und Hadithe in gleicher Formatierung, Schriftgröße und Farbe dargestellt. Ihre Identifizierung geschieht zu Ende des Textes durch Kurztitel, Verfasser oder Abkürzungen. Wer also die Begriffe Exodus Rabba 5 und Ex 4,10 oder Tirmidhī nicht sicher zuordnen kann (Beispiel von 690), der muss blättern und im Verzeichnis der „Ab- kürzungen, Verweise und Fundorte“ (ab 933) suchen. In den Außenspalten finden sich weiterhin in eckigen Klammern notierte Zahlen, welche auf Surenverse mit intertextuellen Bezügen verweisen. Reinbold sel- ber weist darauf hin (937), dass das Buch ob dieser Komplexität nicht für den Einsatz im Unterricht, son- dern für die Lektüre theologisch gebildeter Personen im interreligiösen Dialog gedacht ist. Im schulischen Handlungsfeld geht es also wohl vor allem um die Unterrichtsvorbereitung der Lehrkräfte, die hier für ihre selbst erstellten Arbeitsblätter aus einem wohl sortierten Fundus von relevanten Texten in ausge- sucht guten Übersetzungen schöpfen können.

Aber hierfür, man möge es mir verzeihen, werden sich heute nur noch die wenigsten Lehrkräfte ein Buch zum Preis von 55 € anschaffen. Seitdem die Berliner Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth ihr Projekt Corpus Coranicum (<https://corpuscoranicum.de/de>) barrierefrei ins Netz gestellt hat, mit dem Reinbold seine Textauswahl abgeglichen hat (Vorwort VIII), ist der Markt für solche Bücher leider sehr eingeschränkt. Im Corpus Coranicum findet sich ein freier Zugang zu allen bisher genannten Texten und Traditionsbezügen mit Ausnahme der Hadithe. Die koranischen Bezugstexte werden fortlaufend er- gänzt und bei Neuauflagen oder Neuübersetzungen aktualisiert. Diese reichhaltigere und immer aktuelle Auswahl, die zusätzliche Varianten und Lesarten des Korantextes bietet, wird durch einfaches Anklicken eines Surenverses aufgerufen. Man kann je nach Be- darf es also entweder mit dem üblichen Koran- text und wenigen zusätzlichen Informationen bewenden lassen oder aktiv eine Fülle von Bezugstexten und Einordnungen aufrufen. Diese mediale Darbietung ist mittlerweile methodisch gewohnter als der Text- spaltenvergleich in einer gedruckten Synopse. Für viele Suren ist im Corpus Coranicum weiterhin ein exegetischer Kommentar abrufbar.

Unterm Strich: Für den „schnellen“ Einsatz im Un- terricht bleibt der Wimmer/Leimgruber aufgrund seiner Kompaktheit und Übersichtlichkeit und auf- grund der beigefügten Erklärungen das einfacher zu verwendende Buchmedium. Für die Unterrichts- vorbereitung und als Textbasis für selbst erstellte Arbeitsblätter hingegen hat Reinbold die bessere, weil inhaltsstarke, umfänglichere und mit sorgsam ausgesuchten Textübersetzungen versehene Synopse vorgelegt. Dies gilt für die deutsche Koranüber- setzung auch gegenüber dem Corpus Coranicum, denn die von Neuwirth ausgewählte deutsche Übersetzung von Rudi Paret ist fachwissenschaftlich zwar sehr anerkannt, aber ästhetisch wenig zugänglich. Ange- sichts der sonstigen Vorteile des digitalen Portals hat Reinbold mit seinem schönen Buch wohl den Schwa- nengesang herkömmlicher gedruckter Koransynop- sen geliefert.

Frank van der Velden

Jürgen Wasim Frembgen

Magie und Ekstase

Kleine Kulturgeschichte des unbekanntes Islam

Freiburg: Herder Verlag. 2022

160 Seiten m. s-w Abb.

16,00 €

ISBN 978-3-451-39416-4

Jürgen Wasim Frembgen öffnet den Blick für die innere Vielfalt des Islam und zeigt Formen der „in indigenen Traditionen wurzelnden gefühlsbetonten Religiosität“ von muslimischen Gläubigen auf. In ihnen bestehen „Freiräume für Frauen und soziale Außen-seiter“. Der Autor stellt Erfahrungsräume der Spiritualität vor, die neben dem „von Männern dominierten normativen Islam“ Wirklichkeit sind.

Frembgen sieht die indigene Praxis der Devotion, Magie und Geisterwelt als ein wesentliches Moment des Frömmigkeitserlebens im Islam an: „Ob jemand in einem Heiligenschrein Fürsprache bei Gott sucht oder ausschließlich in einer Moschee betet, ihrem gemeinsamen Glauben entspringt das Bedürfnis nach Heil, Sinn und Ordnung im Leben.“ Der indigen kolorierte Islam betont die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Zwar besteht die Vorstellung von Gott als strafendem Richter, allerdings in geringem Maße. Frembgen verweist auf den „Erhabenen“, der als „rahman“, d. h. als Barmherziger oder Mitfühlender, verehrt werde. Der arabische Begriff führt zu dem Wort „rahim“, das Gebärmutter bedeutet, so dass Gott als der Helfende, der sich um jeden Menschen sorgt, vorgestellt wird. Liebevoller Fürsorge und menschenfreundliche Emotionalität werden wertgeschätzt und geachtet.

Im Sufi-Islam sind charismatische spirituelle Vorbilder gegenwärtig, die als Heilige bezeichnet werden, verstanden als Freunde Gottes und als „Brückenpfeiler zum Göttlichen“. Die muslimische Heiligenverehrung ist zudem „frauenfreundlich“, weil sich die Frauen, die die Heiligen lobpreisen, am Schrein die Möglichkeit zu einem zeitweiligen Rückzug von der hohen Beanspruchung im häuslichen Umfeld finden. Es bestehen hybride Heiligenkulte im indigenen



Islam, in denen Islamisches mit dem Christentum, dem Hinduismus und der Sikh-Religion verknüpft wird. Frembgen nennt Beispiele und beschreibt die Atmosphäre positiv: „An solchen Schreinen, die sich durch Inklusivität auszeichnen, begegnen sich Anhänger unterschiedlicher Religionen; Symbole und vielfach auch Riten werden miteinander geteilt.“ Religiöse Menschen begegnen einander hier in Sympathie, erfahren den Glauben der anderen als eine Bereicherung, die auf diese Weise erlebt und mitgelebt werden kann.

Mystische Erfahrungen äußern sich in Ergriffenheit, in religiöser Ekstase und Trance. Menschen aus dem Westen reagieren darauf oft mit Vorbehalten. Diese Formen der Innerlichkeit und Spiritualität werden in der muslimischen Welt zumeist nicht als negativ beurteilt: „Der Mensch wird ergriffen, scheint mit dem Göttlichen zu verschmelzen und sich mit ihm zu vereinigen.“ Die religiöse Wirklichkeit bemächtigt sich auf gewisse Weise eines Menschen, und dies gewinnt einen bestimmten Ausdruck, ob in einem Tanz, in Trance oder in ekstatischen Zuständen. Indessen werden mancherorts „Sakraldrogen“ verwendet – genannt sind Haschisch und Opium –, um die „Pforten der Wahrnehmung“ für eine „tiefere Erkenntnis des Numinosen“ zu öffnen. Dass insbesondere hier – neben einer möglichen Schädigung der Gesundheit der Einzelnen – die Möglichkeit der Machtausübung und des Machtmissbrauchs durch die Personen besteht, die als spirituelle Meister auftreten und Drogen zu kultischen Zwecken billigen oder sogar verabreichen, wird nicht diskutiert. Die Kritik aus dem orthodoxen Islam gegenüber bestimmten indigenen Traditionen, die nicht näher vorgestellt wird, mag also durchaus begründet sein.

In diesem Buch stellt der Jürgen Wasim Frembgen facettenreiche Rituale aus dem islamischen Raum vor, die phänomenologisch wahrgenommen und historisch betrachtet werden. Der Autor spricht diesen Riten der Volksfrömmigkeit eine integrative Kraft zu, die das „Gemeinschaftsgefühl der Menschen“ stärke und den „Raum für Lebensfreude“ öffne.

Leserinnen und Leser können sich in diesem Buch mit dem Reichtum von mystischen wie magischen Kult- und Kulturformen des Islam vertraut machen. Zugleich wird die eine oder der andere bei der Lektüre erwägen, dass ein kritisch-reflektiertes Nachdenken über manche der hier geschilderten Frömmigkeitspraktiken sich als notwendig, sinnvoll und vernünftig erweisen könnte.

Thorsten Paprotny

Elisa Klapheck

Zur politischen Theologie des Judentums

Hamburg: Europäische Verlagsanstalt. 2022

242 Seiten

24,00 €

ISBN: ISBN 978-3-86393-145-2

Elisa Klapheck lehrt an der Universität Paderborn; sie gibt die Buchreihe „Machloket“ heraus, in der Streitschriften zu gesellschaftspolitischen Fragen erscheinen, und sie ist Rabbinerin in Frankfurt und gehört dort dem „egalitären Minjan“ an. „Minjan“ ist die Zehnzahl, die im Judentum erforderlich ist, um eine Gemeinde zu bilden, „egalitär“ bezieht sich darauf, dass in liberalen Gemeinden nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen gezählt werden. Weiter möchte ich auf Klaphecks Position in innerjüdischen Debatten nicht eingehen und auch nicht die sieben Aufsätze der Reihe nach wiedergeben, sondern mich auf Kerngedanken konzentrieren, die im Buch wiederholt auftauchen und die mir besonders aufschlussreich erscheinen.

Rehabilitation Kains: „Da wandte sich der Ewige zu Abel und seinem Geschenke. Aber zu Kain und seinem Geschenke wandte er sich nicht, und es verdross Kain sehr, und es sank sein Antlitz.“ (Genesis 4,4f) Um die offenbare Ungleichbehandlung der beiden Brüder zu rechtfertigen, erklärten Kommentatoren die Gabe Kains für minderwertig – ohne Beleg in der Bibel. Vielmehr verteilt Gott seine Gunst willkürlich, er herrscht wie ein Despot. Doch er lernt dazu, denn er tötet Kain nicht, sondern schützt ihn vor der Rache der Menschen. Kains Familie gründet die erste Stadt (Genesis 4,17), sie erfindet die Musik (V.21), die Metallbearbeitung (V.22). Da geht es um die Fähigkeit des Menschen, neue Welten zu schaffen – ein Leitgedanke des Buches. Darum geht es auch bei der Geschichte von der Weltstadt schlechthin in der jüdischen Erinnerung, dem „Traum-Babylon“: Klapheck findet es nachvollziehbar, dass sich die Menschen eine Stadt bauen, und sie beobachtet Gott, der herabsteigt, um sich die von Menschen geschaffenen Welten anzusehen, und sie interpretiert es keineswegs als Strafe, wenn Gott die Sprachen verwirrt, sondern als Befreiung vom Zentralismus einer einzigen herrschenden Kultur.



Gott lernt dazu: „Die Tora ist kein Buch, das von den Leserinnen und Lesern verlangt, jede Handlung Gottes gut zu finden.“ Als Abraham so erfolgreich mit Gott verhandelt hatte, dass er sich sicher glaubte, Sodom, die Stadt seines Neffen Lot, gerettet zu haben (Genesis 18, 22-33), muss er am frühen Morgen doch sehen, dass Gott Sodom und Gomorra und den ganzen Umkreis vernichtet hat (19,27-29), und für den Menschen, der Gott vertraut, ist es kein Trost, dass sein Angehöriger das nackte Leben rettet. Abraham kommentiert das Geschehen nicht, Klapheck spricht von einer „sprachlosen Anklage“, von Verzweiflung, Empörung und Widerstand gegen Gott. Doch die Geschichte geht weiter: Abraham und Abimelech schließen einen Bund; es ist der erste „Brit“ in der Bibel (Genesis 21,27), und es ist eine rein menschliche Initiative; Abraham nennt den Ort „Ber Schewa“, Brunnen des Schwurs, und er pflanzt eine Tamariske anstelle des Lebensbaumes, der verloren ist, in einem messianischen Ausblick auf eine gerechtere Welt der Aushandlung und nicht der Gewalt. Wenn Gott nicht bedeutungslos werden will, muss er Himmel und Erde immer wieder neu „erwerben“, seine despotischen Züge ablegen, sich zu rechtfinden in den vom Menschen geschaffenen neuen Welten.

Elisa Klapheck meditiert eine kleine Wendung der „Keduscha“, die in der Schabbat-Liturgie gebetet wird: „Wir heiligen dich“, und sie findet weitere Belege, dass Gottes Heiligkeit nicht einfach fraglos feststeht, sondern eine menschliche Beteiligung braucht: „Um Gottes Heiligkeit in der Welt zu konkretisieren, bedarf es einer Heiligung durch den Menschen.“ Ein Anwendungsfall ist die Tora selbst, die Klapheck als ringförmige Anlage um das mittlere Buch „Wajikra“ (und er rief) deutet, das wir „Levitikus“ nennen, und das aus zwei Blöcken besteht, dem „Priesterkodex“ (Levitikus 1-18) mit kultischen Vorschriften und der Beschreibung eines besonderen Standes der Priesterschaft und dem „Heiligkeitskodex“ (Levitikus 19-27), der für das ganze Volk gilt. Vor dem Priestergesetz kommt das Buch Exodus, in dem Freiheit und Sklaverei, Gott oder die Götzen den einen Konflikt bilden, dessen Lösung Aufbruchsstimmung und Begeisterung hervorrufen. Unterbelichtet findet die Autorin das Buch Bamidbar (In der Wüste), das wir „Numeri“ nennen. Dort werden die Konflikte einer freien Gesellschaft beschrieben, etwa wenn die Rote Korach „populistisch“ die Gleichheit mit den Mitteln der Gleichheit abschaffen will. Da zeigt sich: Bundeswirklichkeit ist Krisenwirklichkeit. Das betrifft auch Gott, der das Volk in der Wüste (bamidbar) führt und an diesem Ort, der niemandem gehört, mit ihm redet (medaber), diskutiert, verhandelt. Davon kann man für die Bundeswirklichkeit der Europäischen Union mehr lernen als von ungeprüftem Freiheitspathos wie im Buch Schemot (Namen), das wir „Exodus“ (Auszug) nennen.

Exil als Chance: Nach der verheerenden Niederlage 586 v.C., der Zerstörung des Tempels und der Deportation der jüdischen Elite schreibt der Prophet Jeremia im Namen Gottes an die nach Babylon verschleppten Juden: „Sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zu dem Ewigen, denn in ihrem Wohle wird euch wohl sein.“ (Jeremia 29,7) Damit ist eine Grundeinstellung umschrieben, die es dem jüdischen Volk erlaubte, die zahlreichen Vertreibungen und das Leben in der Zerstreuung über so lange Zeit zu überstehen. In den Marktwirtschaften des vorderen Orients, in Babylon und Palmyra z.B., entsteht der Talmud. Die Rolle, die das Land in der Bibel spielt, übernimmt im Talmud der Markt. Religiös-säkulare Konzepte des Talmuds sind daher wegweisend für eine pluralistische Gesellschaft. Zum Beispiel die sieben noachidischen Gebote, die allen Menschen auferlegen, ein Rechtswesen zu bilden und miteinander und mit Gott gewaltfrei umzugehen. Oder das Prinzip „Dina de Malchuta dina“ (Das Gesetz des Staates ist das Gesetz), das es den Juden gebot, die Eigentums- und Steuergesetze des Staates zu akzeptieren, was ihnen wiederum zu einer relativen Autonomie verhalf.

Klapheck findet in den säkular-religiösen Prinzipien des Judentums theologische Gründe für die Tatsache, dass Juden an der Modernisierung Europas, namentlich Deutschlands, maßgeblichen Anteil hatten. Sie konkretisiert das am Beispiel des Textilgewerbes und der Erfindung des Kaufhauses. Jüdisches Mäzenatentum fördert durch Stiftung von Bibliotheken und anderen Bildungseinrichtungen gezielt die Teilhabe breiterer Bevölkerungsschichten. Es ist daher kein Zufall, dass die Formulierung „Eigentum verpflichtet“ auf Initiative des Juden und SPD-Politikers Hugo Sinzheimer (1875-1945) in die Weimarer Verfassung hineingeschrieben wurde. Schließlich könnten die Siegel auf koscheren Lebensmitteln ein Vorbild sein für „Öko-Kaschrut“ und für die Idee, dass eine Globalisierung unter Einhaltung ethischer Standards möglich ist.

Mein Fazit: Elisa Klapheck hat ein überaus anregendes Buch geschrieben, das einen christlichen Leser an vielen Stellen, von denen hier nur wenige beschrieben werden konnten, zum Nachdenken bewegt. Was meinen wir mit der Gebetsbitte „Geheiligt werde dein Name“? Wie steht es um das Verhältnis der christlichen Kirchen zu autokratischen Herrschaftssystemen? Herrscht „unser“ Gott autokratisch, ist die Vorstellung von einem hierarchisch durchorganisierten Himmel despotisch? Sind die „noachidischen Gebote“ nicht eine gute Idee, um in einer pluralistischen Gesellschaft interreligiös ins Gespräch zu kommen? Und wenn es zu den Pointen der Bibel gehört, dass Allmacht und Zerstörungsbereitschaft selbst für einen Gott keine erfolgversprechenden Strategien sind, gibt das nicht Hoffnung? Ein störender Fehler ist mir im ansonsten sehr hilfreichen „Verzeichnis der Quellen und hebräischen Begriffe“ aufgefallen: „Bamidbar“ heißt das vierte und nicht das dritte Buch Mose im Judentum. Das ändert aber nichts an meiner Dankbarkeit gerade auch als Religionspädagoge; denn die im Buch verhandelten Themen sind für einen Religionsunterricht, der Element einer konsistenten schulischen Erziehung sein will, elementar.

Karl Vörckel

Perry Schmidt-Leukel

**Das himmlische Geflecht
Buddhismus und Christentum –
ein anderer Vergleich**

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2022

416 Seiten m. farb. Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-579-07183-1

Perry Schmidt-Leukel ist Professor für Religionswissenschaft und interkulturelle Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist Autor zahlreicher Werke zur Theologie der Religionen und Experte für Buddhismus und Christentum. Im Jahr 2015 hielt er an der Universität Glasgow (Schottland) als erster Deutscher seit fünfundzwanzig Jahren die international renommierten Gifford Lectures und zählt zu den bedeutendsten Religionswissenschaftlern und Theologen der Gegenwart.

Das von Perry Schmidt-Leukel vorgelegte Werk „Das himmlische Geflecht. Buddhismus und Christentum – ein anderer Vergleich“ ist eine anspruchsvolle religionstheologische Anwendung des von ihm entwickelten neuartigen Ansatzes der „fraktalen Interpretation“ religiöser Vielfalt, die von ihm als Antwort auf die Krise der vergleichenden Methode innerhalb von Religionswissenschaft und Theologie gesehen wird (1. Kapitel). Diesem Ansatz liegt die phänomenologisch gut fundierte Entdeckung fraktaler Strukturen, welche eine neue Perspektive für einen Religionsvergleich erschließen sollen (2. Kapitel), zugrunde. Der phänomenologische Befund fraktaler Muster vereinbart sich besonders gut mit einer pluralistischen Religionstheologie (87). In der Geometrie spricht man dann von fraktalen Strukturen, wenn man eine Figur oder ein Objekt vergrößert und der vergrößerte Abschnitt dem Original dann sehr ähnlich oder sogar mit ihm identisch ist. So gibt es phänomenologisch gesehen auch innerhalb einer jeden Religion eine enorme Vielfalt, deren Strukturen öfters jenen der globalen Religionsvielfalt entsprechen. Diese Ähnlichkeiten zwischen den Strukturen interreligiöser und intrareligiöser Vielfalt lassen sich als Fraktale beschreiben. Anders ausgedrückt, die Unterschiede zwischen den Religionen (interreligiös)



giös) finden sich vielfach modifiziert und in anderer Gestalt als Unterschiede innerhalb der Religionen (intrareligiös) und als unterschiedliche Formen von Religiosität, die ein religiöses Subjekt im Laufe seines Lebens durchschreitet, einschließlich der sich herausbildenden Formen hybrider und multireligiöser Identität (intrasubjektiv) als fraktale Strukturen wieder.

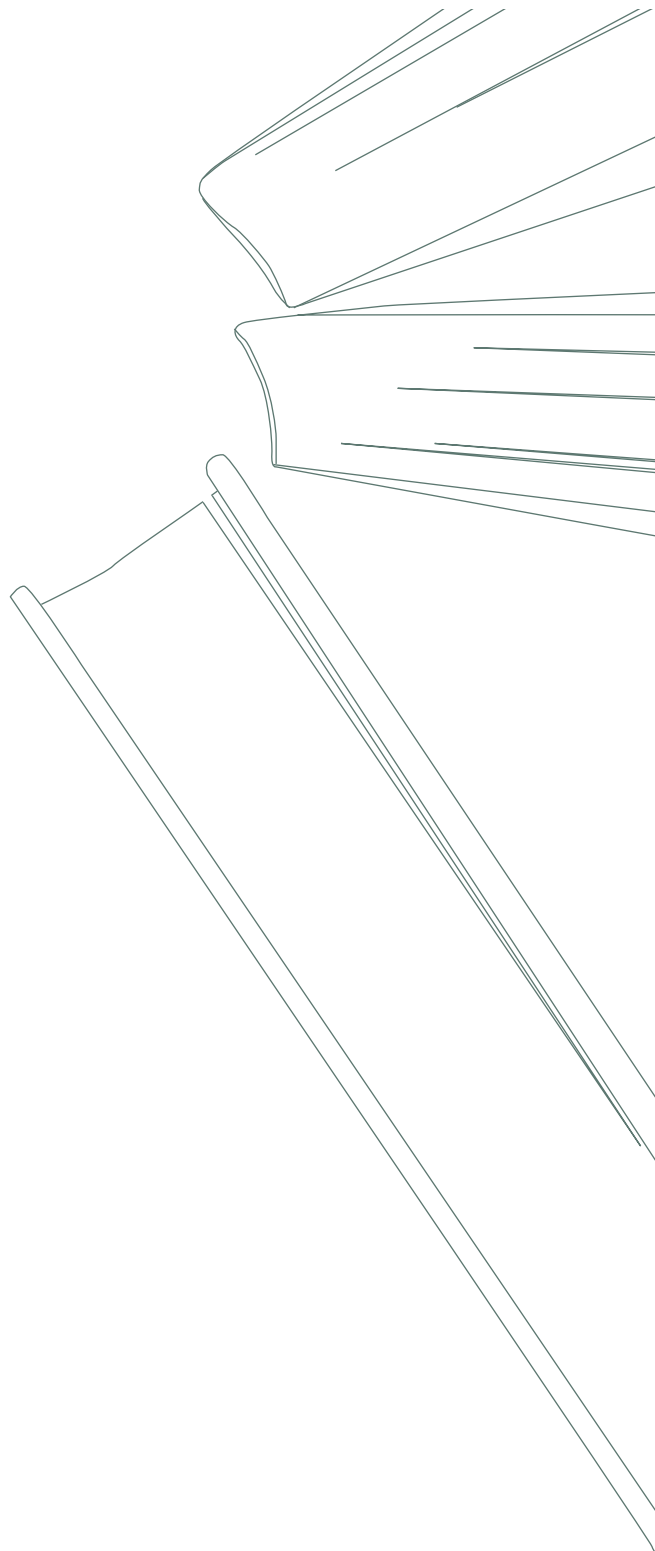
Schmidt-Leukel vergleicht Buddhismus und Christentum konkret in Bezug auf deren jeweiliges Verhältnis zur Welt (3. Kapitel), zur letzten Wirklichkeit (4. Kapitel), zur dunklen Seite der menschlichen Existenz (5. Kapitel), zu heilsvermittelnden Vorbildern (6. Kapitel), zu Heilswegen (7. Kapitel) und zu den Heilszielen (8. Kapitel). Der konkrete Vergleich in Bezug auf das jeweilige thematische Feld zeigt Kontrastierungen beider Religionen, die häufig als gegensätzlich gedeutet werden: Verblendung im Gegensatz zu Sünde, erwachter Lehrer versus inkarnierten Gottessohn, Selbsterlösung gegen Fremderlösung, entweder glückseliges Entwerden oder glückselige Gemeinschaft.

Der eigentliche Vergleichspunkt wird jedoch in dem Vergleich zweiter Ordnung mit der fraktalen Perspektive sichtbar (8. Kapitel). Es wird deutlich, dass sich die unterschiedlichen Positionen im Hinblick auf das jeweilige Thema wie Verhältnis zur Welt, Heilsproblem, Heilsweg, Heilsziel, Heilsgestalten auch innerhalb einer jeden der beiden Religionen finden lassen. Schmidt-Leukels eigentlicher Vergleichspunkt ist somit „der Vergleich dieser intrareligiösen Unterschiede“ (16).

Das neue Werk von Schmidt-Leukel wirft markante Schlaglichter auf zwei globale religiöse Traditionen: Buddhismus und Christentum. Sein fraktal argumentierender Ansatz trägt sicherlich dazu bei, aus der Metaperspektive der Religionswissenschaft und Religionstheologie die alten Vorurteile und falsche Konzeptionen in Bezug auf Buddhismus auszuräumen. Viel wichtiger ist es aber, dass dieser Ansatz ein verbessertes interreligiös ökumenisches Verständnis des Anderen ermöglicht, welches wiederum „zu einem neuen Verständnis der eigenen Tradition im Verhältnis zum anderen“ führen sollte (366).

Der Verfasser liefert ungeahnte faszinierende Einsichten in Christentum und Buddhismus durch konkrete Anwendung seines fraktalorientierten Ansatzes. Das Buch ist daher sehr zu empfehlen nicht nur für Leser, die sich für Buddhismus und Christentum interessieren, sondern auch für Theologen, Religionswissenschaftler und Leser, die sich über die anspruchsvolle und vielversprechende neue methodologische Entwicklung in Religionstheologie und Religionswissenschaft ein Bild machen wollen und vor allem für diejenigen Leser, die über die eigene Religion religionstheologisch fundiert reflektieren wollen.

Vladislav Serikov



Merdan Güneç / Andreas Kubik / Georg Steins (Hg.)

**Macht im interreligiösen Dialog
Interdisziplinäre Perspektiven**

Freiburg: Herder Verlag, 2022

354 Seiten

42,00 €

ISBN 978-3-451-39227-6

Die Frage der Macht in religiösen Kontexten ist gegenwärtig hochaktuell. Der reale Machtverlust der beiden Großkirchen in vielen europäischen Gesellschaften auf Grund diverser Faktoren auf der einen Seite und die machtvolle Zunahme von Extremismen, auch religiöser, in einigen Teilen der Welt auf der anderen Seite beschreiben sehr verkürzt das Feld. Dazu kommt die Forderung vieler katholischer Gläubiger, mehr Einfluss und Macht in ihrer Kirche zu bekommen (Stichwort: Synodaler Weg) im Sinne einer gleichberechtigten Partizipation, so dass eine Egalität zwischen Klerikern und sogenannten Laien hergestellt wird.

Es war nur eine Frage der Zeit, dass die Machtfrage im Bereich des interreligiösen Dialogs auch gestellt wird, zumal sie schon seit längerer Zeit virulent immer mitlief, wenn ein Dialog auf Augenhöhe gefordert wurde. Der nun vorliegende Sammelband „Macht im interreligiösen Dialog – Interdisziplinäre Perspektiven“ will diese Frage aus verschiedenen Perspektive angehen. Er ist aus Vorträgen einer Ringvorlesung entstanden, die 2020/21 an der Universität Osnabrück im Rahmen des Graduiertenkollegs „Religiöse Differenzen gestalten“ entstanden.

Das Buch gliedert sich in vier große Abschnitte, in denen jeweils drei Beiträge zu finden sind. Am Beginn stehen grundsätzliche Überlegungen, die aus religionswissenschaftlicher, christlich-theologischer (katholisch) und philosophischer Perspektive die Verbindung von Macht und Dialog reflektieren. Danach folgen die Sichten einzelner Religionsgemeinschaften auf das Thema, wobei zwei islamischer und eine protestantischer Provenienz sind. Im dritten Teil werden Dialogrealitäten in Europa und Deutschland kritisch hinterfragt, und zwar hinsichtlich ihrer integrationspolitischen Aneignung, ihrer Frage



nach der Identität von Muslimen im Dialog und der massenmedialen Berichterstattung. Zum Schluss wird der Blick auf internationale Fallstudien geweitet, wobei Europa, Nigeria und Indonesien im Fokus stehen.

Insgesamt liefert der Sammelband mit seinen 12 Beiträgen sehr interessante Perspektiven hinsichtlich der Frage der Macht im interreligiösen Dialog. Dabei zeigt sich, dass bis heute vor allem im christlich-muslimischen Dialog starke Asymmetrien bestehen, die verschiedene Ursachen haben. So kann auf Grund der historisch gewachsenen ökonomischen und institutionellen Macht der Kirchen in Europa, vor allem in Deutschland hinsichtlich ihres Körperschaftsstatus, von Augenhöhe noch keine Rede sein. Ebenfalls wird in den gesellschaftlichen Diskursen der Islam in vielen europäischen Kontexten mit Extremismus, Rückständigkeit und Bedrohungslagen in Verbindung gebracht. Von Seiten der Politik wird daher immer wieder eine Reformation des Islam gefordert, der sich dann zu einem

genehmen Euro-Islam entwickeln soll, wobei die Anforderungsprofile je nach politischer Verortung dermaßen unterschiedlich sind, das mit der Forderung nach Reformen keine Klarheit geschaffen wird. Ebenfalls besteht immer die Gefahr, dass interreligiöse Dialoginitiativen integrationspolitisch vereinbart werden und so als gesellschaftlicher Reparaturbetrieb dienen sollen.

Auf der anderen Seite zeigen die Beiträge viele positive Beispiele auf. In Nigeria und Indonesien haben christlich-muslimische Dialoginitiativen sehr stark zum Frieden zwischen den vielfältigen Gruppen der Länder beigetragen. In Deutschland entsteht mit Hilfe der neu errichteten Fakultäten für islamische Theologie sowohl eine muslimische Diskursmacht als auch ein institutionelles Empowerment auf verschiedenen Ebenen (Schule, Erwachsenenbildung, Seelsorge usw.). Beides führt zu immer mehr Augenhöhe im Dialog.

Das Buch ist sehr zu empfehlen, zumal zum einen die muslimischen Stimmen den Finger auf die Wunde einer erwünschten Dialogharmonie legen, die viele christliche Partner als zu erstrebendes Ideal als regulative Idee mitlaufen lassen und sich viele Politiker wünschen, weil sie als Kitt für den gesellschaftlichen Zusammenhalt dienen soll. Beides – Dialogharmonie und integrationspolitische Funktionalisierung – führt aber letztendlich dazu, dass die Vielfältigkeit des Islam nicht wahrgenommen wird und an ihrer Stelle ein Konstrukt, wie z.B. der Euro-Islam, gesetzt wird, das mit der Realität nichts zu tun hat und zugleich die bestehenden islamischen Ausprägungen zu Unrecht pejorativ herabsetzt. Zum anderen weitet der Blick auf Nigeria und Indonesien die Perspektive ungemein, weil in diesen Ländern trotz vieler Schwierigkeiten Christen und Muslime gemeinsam an Projekten arbeiten, die zielführend sind.

Zum Schluss soll auf einen kritischen Punkt hingewiesen werden: Der Sammelband hat leider den Nachteil, dass er nur zum Teil hält, was er verspricht. Der Titel „Macht im interreligiösen Dialog – Interdisziplinäre Perspektiven“ verheißt nicht nur ein breites interdisziplinäres Spektrum, sondern auch ein religiöses. Das wird aber nicht eingelöst. Der Blick auf andere Religionen kommt in wenigen Beiträgen nur sehr marginal in Erscheinung. Es wäre sicher sehr spannend gewesen, die Frage nach der Macht im Dialog auch mit Blick auf das Judentum, die Aleviten, die Eziden sowie auf die wachsende Zahl der Buddhisten in Deutschland zu stellen. Noch gar nicht im Fokus sind diejenigen, die keiner Religion oder Konfession angehören, aber jetzt in unserem Land die Mehrheit bilden. Wie gestaltet sich der Dialog mit diesen Menschen, zumal immer mehr von ihnen in den entscheidenden politischen Gremien sitzen und daher mit ihrer Macht die Religionspolitik performen. Von daher hätte der Titel des Buches eigentlich „Macht im christlich-islamischen Dialog“ heißen müssen.

Detlef Schneider-Stengel

Impressum

Autorinnen und Autoren

Belz, Dr. Martin / Wiesbaden

Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz

Bräutigam, Dr. Antonia / Königstein

Brose, Prof. Dr. Thomas / Berlin

Brüggenhies OSB, Sr. Dr. Raphaela / Rüdesheim

Cameran, Matthias / Neuwied

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Franz, Dr. Thomas / Würzburg/Berlin

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Eichstätt

Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Heil, Dr. Hanno / Runkel

Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris

Horntrich, Dr. Georg / Oberursel

Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kruck, Prof. Dr. Günter / Frankfurt

Kruip, Prof. Dr. Gerhard / Mainz

Lechtenböhrer, Silke / Flörsheim

Löbber, Dr. Heribert / Glashütten

Lonny-Platzbecker, Ute / Essen

Mairinger-Immisch, Dr. Katharina / Nagold

Menges, Thomas / Limburg

Metzlaff, Paul / Rom

Mutschler, Prof. Dr. Hans-Dieter / Zürich

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen

Pappert, Claudia / Idstein

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Pfister, Dr. Michael / Münster

Renz, Dr. Andreas / München

Ring, Jochen / Bonn

Rösel, Dr. Christoph / Stuttgart

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen

Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schweitzer, Ivonne / Greifenstein

Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz

Serikov, Dr. Vladislov / Frankfurt

Sojer, Thomas / Erfurt

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

Suharjanto, Dr. Dewi Maria / Frankfurt

Tüpper, Rita Anna / Bonn

Van der Velden, Dr. Frank / Limburg

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

EULENFISCH Literatur 1/2023

Herausgeber

Ralf Stammberger

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg

Roßmarkt 4, 65549 Limburg

verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg

Dezernat Schule und Bildung

Roßmarkt 4, 65549 Limburg

Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237

E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-944142-70-8

ISSN

2199-7020

Ausgabe 29 (1_2023) 16. Jahrgang

Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

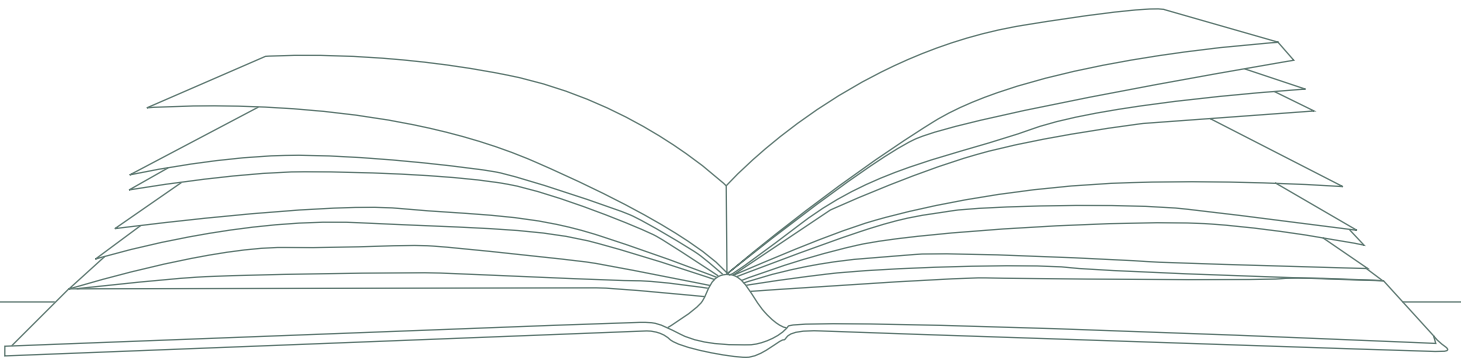
© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,

Limburg/Lahn 2023

Bistum Limburg 

Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg 

ISBN 978-3-944142-70-8